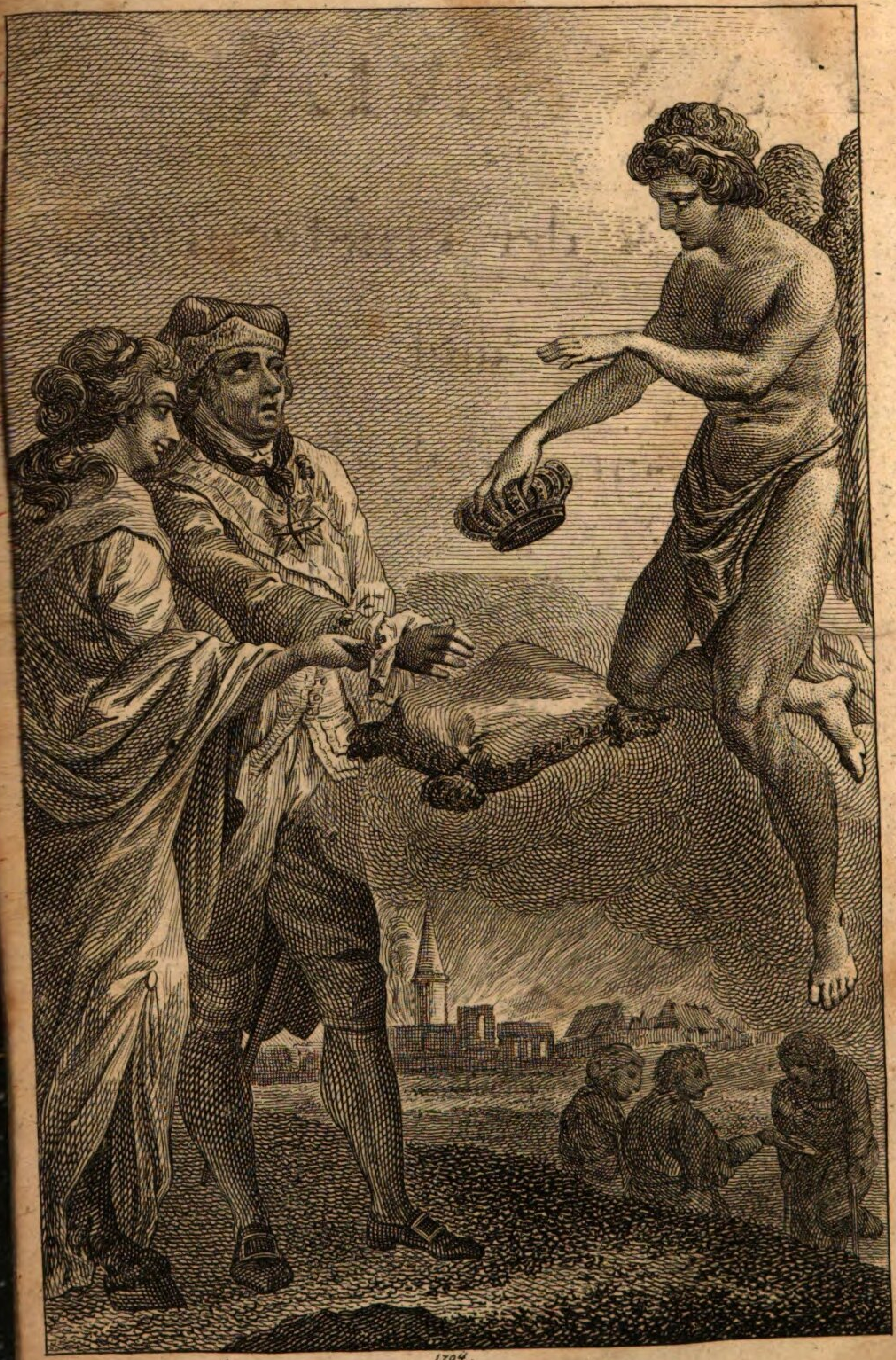
germ. 19 f

Albrecht



1794.

Pansalvin

Fürst der Finsterniſs

und

seine Geliebte.

---

so gut wie geschehen.

— Germanien. —

1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gewidmet

allen

Günstlinginnen der Fürsten

allen

Günstlingen der Fürstinnen

als eine

Unterhaltung in leeren Stunden.

Der Fürst der Finsterniß.

Erstes Zehend.

Welches dem Leser etwas von allem zu versuchen giebt.

Soll man da lobpreisen, wo das Leben, die Ehre, das Gut der Menschen, am launigen Augenblicke eines Einzigen hängt?

Einleitung.

Seine Verdienste —

Ja, du lieber Gott! antwortete der Herzog, wer hat nicht Verdienste, lieber Präsident. Ich glaube, daß unter hundert itzt lebenden Menschen neun und neunzig sind, die würklich Verdienste haben. Ein guter Gedanke wird heut zu Tage zu einem Verdienste angerechnet, und er ist auch würklich ein Verdienst, da böse Gedanken und böse Gesinnungen so sehr überhand genommen haben. Dagegen möchte ich auch wohl behaupten, daß unter hunderten neun und neunzig sind, deren Verdienste in die Retorte mit dem gelegt was sie nicht hätten thun sollen, wie ein Häufchen Pflegma, das unbrauchbar ist, zurück bleiben würden. Verdienste sind der Probe heut zu Tage — merken Sie, mein Präsident, sich dieses Wörtchen ja wohl — einer weit strengern Prüfung bedürftig, als Gold und Juweelen.

Wenn ich jeden Mann von Verdienst, in meine Dienste nehmen, und ihm einen ansehnlichen Gehalt geben wollte, wie lange würde ich meine Unterthanen im Wohlstande erhalten können? Sie müßten zuletzt betteln, um Leute von Verdienst zu ernähren.

Ists Ihrem Clienten um einen Titel zu thun — sehen Sie dort die Rangordnung durch. Was für einen Sie ihm angemessen glauben, den soll er haben. Glauben Sie, daß er einen Rath abgeben kann, und wenns ein Geheimderath wäre, er soll ihn haben, da Sie ihn empfehlen: denn so viel bin ich schon von Ihnen überzeugt, daß Sie keinen Rath mir machen werden, der den Schlingel zu seinem Prädikate verdient.

Aber Geld — nein wahrhaftig mit dem Gelde ists nicht, lieber President. Da hab ich noch so viele Fabriken, die nicht in Flor sind, habe noch so viel fleissige Kolonisten, die unterstützt werden sollten, daß ich mich nicht ruhig schlafen legen würde, wenn ich für ein Verdienst so viel weggegeben, als ich brauche, hundert arbeitsame Arme in Bewegung zu setzen.

— Aber, verzeihen Ihro Durchlaucht, ein Kopf ist oft mehr werth als hundert Arme.

— Ein Kopf — Hundert Arme haben funfzig Köpfe — nicht wahr, Herr Präsident?

— Ihro Durchlaucht belieben zu scherzen — Ich meine —

— Nun freylich, was sie meinen, weiß ich wohl, aber ich meine auch, daß das Kopfhaben, ich will mein altes Wörtchen nicht wiederholen, so sehr gemein geworden, daß die Arme darüber zu Müssiggängern gediehen sind.

Reisen Sie einmahl umher in meinen Provinzen, und fragen nach Leuten von Kopf, und ich wette, sie bringen mir einen Schwanz von solchem Volke mit, daß ich sie in meiner Residenz kaum beherbergen kann. Fragen Sie einmahl nach Armen, die der Fürst braucht; gehorsamer Diener, wie viel werden Sie bringen? Denn die würklich thätigen haben ihr Brod, und die es nicht sind, wollen sie nicht brauchen, sondern warten lieber, bis jemand an ihrem Kopf ein Behagen findet, und verlieren ihn am Ende gar darüber.

— In der That, Ew. Durchlaucht, wir können den Menschen brauchen —

— Brauchen? Menschen kann man immer brauchen, besonders — i das verdammte heut zu Tage, liegt mir stets im Sinn. Die Zeiten müssen in der That schlecht geworden seyn, da ich alles, was ich schlechtfinde, mit diesem Wörtchen vereinigen möchte.

Sie meinten also, in Ihrem Departement könnten sie diesen Mann brauchen? —

— Allerdings, Ihro Durchlaucht, von seinen Fähigkeiten darin kann ich Ihnen offenbare Beweise geben, wenn ich auch seine übrigen Verdienste auf die Seite setze —

— Wenn Sie aber in Ihrem Departement ein Subjekt brauchen, warum befördern Sie nicht lieber einen von den geschickten Subalternen, die sie mir so oft angerühmt haben. Sie versicherten mich mehr als einmahl, Sie hätten Zöglinge, die Sie sich nicht schämten, Ihren ersten Räthen an die Seite zu setzen. Geben Sie einem von denen die Stelle, wenn eine offen ist.

— Ey bewahre, Ihro Durchlaucht, die jungen Leute dürfen nicht so früh befördert werden.

— Sie wollen also lieber warten, bis die Leute alt und unbrauchbar sind, bis sie sich durch ihre besten Jahre in Noth und Arbeit durchgeschwitzt haben, und dann wenn sie stumpf sind, und die Freude, sich emporgeschwungen zu haben, nicht mehr fühlen können, wollen Sie sie auf ein paar Jahr in Besoldung setzen, damit sie wenige Jahre drauf für untüchtig erklärt, und mit der halben Gage in Pension gesetzt worden? Die Procedur ist nicht gut. War nicht der Fall neulich da?

— Das ist eben die offene Stelle, und Ew. Durchlaucht geruheten dem Mann, der fünf und vierzig Jahr Secretär gewesen war, die ganze Besoldung zu laßen; wenn schon sein Alter die fernere Arbeit unmöglich machte. Daher die Lücke.

— Und der nächste Secretär? — Herr Präsident! Wie lange ist ers?

— Funfzehn Jahr. —

— Ein gutes Subjekt?

— Wie ich nicht anders sagen kann.

— Wohl! Der Secretair ist Rath, und tritt in die Besoldung, die ich denn so lange aus meiner Schatulle gebe, als der pensionirte Rath lebt.

Alles rückt übrigens in der Ordnung fort. Präsident! Es ist ein ausserordentliches Verdienst, funfzehn Jahr ein treuer arbeitsamer Secretair gewesen zu seyn.

Uebrigens bleibt es mit dem Titel bey meiner vorigen Meinung.

Dieses Gespräch endete sich damit, daß der Fürst das Zimmer verlies.

Der Präsident soll den Kopf geschüttelt haben.

Diese Einleitung? — Soll nur beweisen, daß dieses nicht Fürst Pansalvin war sonst könnte er nicht der Fürst der Finsterniß heissen.

Wenn aber zuweilen von diesem Herzoge noch ein Wörtchen vorkommen sollte, so wollen wir darüber setzen: zur Einleitung, denn wir wähnen, daß eines solchen Fürsten Handlungen wohl einiges Interesse für den Leser haben könnten.

Erstes Kapitel.

Fürst Pansalvin — und sein Kammerdiener.

Auf einem der wollüstigsten Sofa's, die immer in eines großen Herrn Schlafgemache, oder vielleicht im Vorgemache des Schlafgemachs — denn wie viel Gemächer haben solche Herren nicht — gestanden haben mögen, lag Fürst Pansalvin, nach genossener Ruhe —

Ey, ey, Herr Autor, schlafen Sie denn noch? Nach genossener Ruhe pflegt man sich nicht aufs Sofa zu legen.

Verzeihung! nach nicht genossener Ruhe, wollten wir sagen, — und träumte, worin denn doch eigentlich seine Glückseeligkeit bestehe, die ihm selbst so hoch gepriesen schien, die der Neid von allen Seiten anblökte, die ihm tägliches Beugen des größern Theils der Rücken, die ihm begegneten, zuwegebrachte.

Wir sagen, des größern Theils, denn trotz seinen Prätensionen aufs große Ganze in diesem Fache, gab es doch noch Rückgrade, die der Steifheit so hold waren, daß sie auch nicht um einen

großen

großen Preis von der Parallel-Harmonie der schlankſten Tanne im Walde abgewichen wären, und wär es auch der Preis ſeiner Gnade geweſen, die in den Environs um ihn her für das höchſte Gut gehalten wurde.

— Er war eben von ſeiner Geliebten zurückgekehrt — —

Schon wieder eine Einwendung, meine Herren? Sie rumpfen die Naſe gewaltig.

— Und das von rechtswegen, denn wie können Sie ſich träumen laſſen, daß man von ſeiner Geliebten zurückkehren, und träumen wird, worin ſeine Glückſeeligkeit beſtehe? Wenn Sie uns mit paradoxen Dingen unterhalten wollen — —

— Ruhe! Ruhe! meine Herren, muß ich ſo laut rufen, wie mans immer im Leipziger Parterre thun kann. Wenn ich Ihnen nun beweiſe, daß des Fürſten Aufenthalt bey ſeiner Geliebte nichts weniger als angenehm wahr.

— Davon müſſen wir doch erſt überzeugt werden —

— Dazu muß ich doch wohl Zeit haben? Und nun ſehen Sie, daß Sie die Zeit unnütz verplaudert, denn

denn anstatt, daß ich Ihnen erzählt hätte, was der Fürst geträumt, tritt itzt sein Kammerdiener herein, und mögen Sie das langweilige Gespräch selbst mit anhören, weil Sies nicht besser haben wollen.

Befehlen Ihro Erlaucht Schokolade? frug eine weibliche Stimme, deren erster Silberton den Fürsten sogleich aus dem Traume weckte, vom Lager ihn aufriß, und die Versicherung aus seinem Munde lockte, er sey der seeligste Mensch, daß man für *ihn einen solchen* Grad von Attention äußern könnte.

Wenn Sie nun alle Reflexionen wüßten, die der Fürst vorher geträumt hatte, und die etwas vernünftigen sehr ähnlich sahen, so hätten Sie sich einen schönen Kontrast verschaft, der itzt für Ewigkeiten verloren ist.

Es war die Gräfin M a n i l l e, die im vollen Anzuge seines Kammerdieners vor ihm stand, und ihm kein Geheimniß daraus machte, daß sie diesen einstweilen in ein Kabinet ihres Hauses einge-

eingesperrt, damit die Erscheinung von zwey Kammerdienern einen Schritt nicht verriethe, wodurch seine Geliebte allerdings eine geraume Zeit könnte hintergangen werden.

Werde ich denn nicht endlich einmahl dieser lästigen Zudringlichkeit los werden, rief der Fürst, und soll ich nie das Glück genießen, innere Gefühle öffentlich darlegen zu können? Soll die Liebenswürdigkeit selbst sich immer solcher Kunstgriffe bedienen, um meine Wünsche und mein Vergnügen zu krönen?

Der Kammerdiener umfieng den Fürsten mit einem lieblichen Kusse, ihn an seinen Busen drückend, und sagte:

Pansalvin! Bleiben Sie immer, was Sie sind. Ohne diese Geliebte könnten Sie nicht der Wohlthaten so viel ausspenden, ohne sie würde mancher, dessen Stolz itzt gedemüthiget ist, über Sie hinwegsehen, ohne sie könnten Sie nicht Gnaden austheilten, und Huldigungen einnehmen, wie itzt. Sey es immer, daß sie uns schöne Stunden raubt, daß sie uns zwingt, heimlich zu seyn mit der Harmonie unsrer Herzen, was thuts — endlich

lich wird doch die Bahn Ihres Uebergenusses geendet seyn — und dann —

Und dann — sagte der Fürst — tiefer den Blick senkend, als die Gräfin Manille erwarte hatte, und es gehörten einige Küsse, und noch etwas mehr dazu, um ihn wieder in die Laune der Glückseeligkeit zu bringen, die er bey ihrem Eintritte geäußert.

Zweytes Kapitel.

Nicht selten hat die Geliebte vor dem Geliebten den Vorsitz in der Rangordnung.

Eine geendete Bahn, bald wie es scheint geendete Bahn, von welcher noch gesagt wird, sie sey mit Uebergenusse verbunden gewesen, wird eben nicht das reitzendste Bild der Geliebten des Fürsten der Finsterniß zu entwerfen geben, wenigstens nicht mehr für die Jtztzeit, und wenn man sich dazu denkt, daß der Fürst troz den Wohlthaten, die er ausspenden konnte, troz dem gedemüthigten Stolze vieler höheren neben ihm, troz der zu gebenden Gnaden und zu empfangenden Huldigungen, dennoch die Liebe seiner Geliebten eine lästige Zudringlichkeit nannte, so erhellet wahrhaftig hieraus vieles, was den Leser über zeugen muß, die Liebe sey ihm würklich nicht angenehm und unterhaltend gewesen.

Und doch, wir getrauen es uns kaum zu sagen, weil es der Menschheit nicht ganz zur Ehre gereicht, doch war diese Liebe der Keim, das Wachsen, das Blühen, das Fruchttragen dieses

Fürsten

Fürsten gewesen; und, mag, wer auf Erden da immer will, es blos Indiscretion nennen, wir nennen es Undankbarkeit, die die strengste Ahndung verdient, daß er diese Geliebte einer andern Geliebten Preis geben konnte, die — eine starke Ueberwindung des weiblichen Stolzes — es wagen konnte, seinem Kammerdiener ihren Ruf anzuvertrauen, sich herabwürdigen konnte, mit diesem in gleicher Kleidung zu erscheinen — um einer verbotenen Liebe zu pflegen, um undankbar auch gegen die zu seyn, welcher sie, so wie er, alles zu verdanken hatte.

Klar ists nun wohl, daß die Geliebte des Fürsten der Finsterniß mehr als der Fürst war, daß sie über ihn zu gebieten hatte, und wenn er über sie, oder über irgend etwas, was von ihr abhieng gebieten konnte, er es entweder durch ihre Güte, oder durch usurpirende Macht erhalten, daß er folglich kein Fürst war, der aus dem ihm durch Huldigung übertragenen Rechte der Souverainität, etwa wie der Herzog in der Einleitung, einen Machtspruch zum Besten zu thun berechtigt war,

 son-

sondern, wenn er es that, es blos im Nahmen seiner Geliebten, und durch ihre Güte unternahm.

Demohngeachtet war der Fürst der Finsterniß ein gefürchteter Mann, ein Mann, dessen Nahmen zu nennen, schon manchem einen Angstschweiß auspreßte, ein Mann, dessen Blicken sich darzustellen, nur eine kleine Zahl von Menschen wagte, ohne Zittern und Zagen im Herzen und zuweilen im Aeußern mit sich zu bringen. Sein zorniger Blick warf, so zu sagen, nieder, was vor ihm stand, denn wo er nicht niederwerfen konnte, hatte er ihn sehr in seiner Gewalt; sein zorniger Wille war verderbend, unausbleiblich verzehrend jedes Glück, jede Freude, jeden Besitz. Wem er nicht wohl wollte, und ihn erreichen konnte, der war ärmer als ein Bettler, und unglücklicher, als ein auf eine wüste Insel Verschlagener.

So war der Fürst, der nur durch die zweyte Hand Land und Leute regierte, ein übler Verwalter der blinden Gerechtigkeit, die er aus doppelten Gründen hätte verehren sollen; so war er gewiß der Tödter manches guten Keims, der aus der ersten Hand hätte Wurzel fassen können.

Drittes Kapitel.

Erste Epoche Pansalvins.

Blicke in die Vorzeit, forschender Geist, der der Wahrheitsliebe zur Seiten steht, ihre Darstellungen liebt, ihre Fortschritte befördert, blicke in die Vorzeit und enthülle uns die Wege, die das Schicksal mit Pansalvin gieng, ehe wir ihn hier in dem glänzenden obwohl verderblichen Lichte sahen, die Bestimmung, die bey seiner Geburt ihm gemacht zu seyn schien, die Zufälle die ihn in seine jetzige Sphäre brachten! War er geboren, eine solche Bahn zu gehen?

Wer könnte nicht geboren seyn, groß und angesehen zu werden? Wem könnte der Weg verschlossen seyn, durch Talent und Fleiß eine hohe Stufe zu erreichen, wenn das Glück sich nicht feindseelig gegen ihn erklärt? Wer sollte das Glück mehr ehren, mehr es zu verdienen suchen, dringender darnach trachten, nichts sich zu Schulden kommen lassen, als der, der nicht wähnen konnte, aus ihm würde werden, ein Menschenbeglücker,

ein Trost für Tausende, ein Wohlthäter für Millionen?

Und wird er dann das nicht, wenn er auf der Stufe steht, so schlägt dreyfaches Weh über ihn zusammen, und zehnfache Tiefe wartet seiner.

Pansalvin ward geboren, wo eine ländliche Hütte, ein kleiner Acker, und ein Stückchen Wiese den Reichthum eines Einwohners ausmachen, der übrigens immer einen vorzüglichen Rang unter seinen Mitmenschen behauptet, eines Einwohners, der gewissermaßen ein Herrscher schon genannt werden konnte, weil einige andre Menschen von ihm abhiengen, doch nicht in dem Maße, daß er über mehr als die Pflichten, die sie ihm zugesaget, zu gebieten hatte. Indessen bahnte ihm dieses doch den Weg zu Ehrenstellen, oder viel mehr zur Fähigkeit zu demselben, und wenn Pansalvin gleich zu den seltnen gehörte, die es aus diesen Geschlechtern hoch bringen, so sind sie doch alle dessen fähig, und vielleicht war er gerade derjenige, der unter allen

am wenigsten verdiente, was ihm das Glück schenkte.

Der Strich, wo er geboren ward, war milder, als der, wo er nachher die Größe erreichte, die uns ihn merkwürdig macht, und die Natur hat so viel Annehmlichkeiten dahin gelegt, daß mancher geborne Große, seiner Größe überdrüssig, gern einen solchen Aufenthalt wählen würde. Seine erste Jugend floß im ländlichen friedlichen Leben dahin, und war nicht einmahl mit irgend etwas bezeichnet, was eine Ahndung von dem hätte geben können, was nachher aus ihm ward.

Gegentheils gab es viele, die ihm Talent absprechen wollten, und wenn sie damahls recht gesehen, den Grundsatz sehr bestätigen, daß der Entwickelungspunkt desselben bey den Menschen ungleich, und oft, wie beym Wachsthum des Körpers, so auch beym Entwickeln der Seele im Sprung statt findet, den man selbst in spätern Jahren noch erwarten kann.

Und würklich scheint dieser Sprung bey Pansalvin damahls statt gehabt zu haben, da seine Liebe zu der hohen Geliebten sich entwickelte, und vielleicht aus vorhergehenden Beyspielen, und aus einer wohl fühl = aber nicht erklärbaren innern Ahndung die Idee von allen Großen, was aus ihm werden könnte, vor seiner Seele da lag. Da er denn auch gleich einen ganz sonderbaren Plan auswickelte, der von seinem Talente hinlängliche Probe giebt, und unsern Lesern in der Folge kein Geheimniß bleiben wird.

Für itzt mag vom Gegentheile das ein Beweis seyn, daß es würklich etwas schwer hielt, ihn unter die Anzahl junger Leute zu bringen, die vom Landesherrn bestimmt wurden, auf seine Kosten den Untetricht in den Wissenschaften auf einer öffentlichen hohen Schule zu erlangen, die in einer großen Stadt angelangt war.

Hier lebte Pansalvin gleich andern, die die Gnade mit genossen, die ihm zu Theil ward, in einer Art von Unbemerktheit, und würde vielleicht

leicht noch weniger bemerkt worden seyn, als er es war, wenn nicht einer der Lehrer an dieser hohen Schule, der eine besondre Liebe auf ihn geworfen, sich seiner angenommen, und bey verschiedenen Gelegenheiten ihn vorgezogen hätte.

Dieser war es, der in ihn eine gewisse Bildung, und Verfeinerung seines von Natur rohen Wesens legte, und diese Verfeinerung wußte er auch beyzubehalten, so lange sie ihm nöthig und brauchbar war, bis endlich sein Ehrgeiz sich nach und nach zu sättigen, und die Laune und die Lust, roh gegen seinen Nebenmenschen zu scheinen, und öfter zu handeln, wieder erwachte.

So viel ist gewiß, diesem seinem Erzieher hat er einen großen Theil seiner Glückseeligkeit zu danken, weil er ihm, und seiner Sittenverbesserung den ersten Schritt zugestehen mußte, wenn sein harter Sinn, immer zunehmende Politik, und wachsende Intrigue auch das übrige mehr ertrotzte.

Dankbarkeit sey nicht seine Haupttugend, wissen wir schon aus einem Zuge, allein gegen diesen soll sie es gewesen seyn. Er hat den Mann mit Wohlthaten überhäuft, und dadurch einen Flecken wenigstens verwischt.

Die hohe Schule, auf welcher er sich befand, entsprach dem Zwecke ihrer Anlage. Der Stifter derselben hatte keine Mühe gespart, keine Kosten geschont, Männer dahin zu setzen, die einem Staate tüchtige Bürger geben, und die ein Land zur Kultur vorbereiten könnten, das zu weit umfassend war, als daß ein Menschenalter es umwandeln konnte, obgleich die Epoche nahe war, da ein Menschenalter mehr thun sollte, als hundert Menschenalter bisher gethan.

Viertes Kapitel.

Eine andere Laufbahn, näher und entsprechender der Zukunft.

Waren schon sehr wenige in diesen Jahren von Pansalvins Talent überzeugt, so muß man ihm doch wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Ehrgeiz besaß, eine Eigenschaft ohne die sich keine zu erreichende Höhe erwarten läßt. Eben aus dieser seiner Eigenschaft war es auch, daß seine Liebe zu seinem Lehrer so überhand nahm, weil ihn dieser vorzog, und ihm zu Lobes-Erhebungen verhalf, die ihm schmeichelten. Auch hatte der Mann viele andere Fehler zu ersticken gewußt, die hernach, da ihm wenig mehr zu wünschen übrig blieb, alle wieder den alten Sitz einnahmen, und seine Laune nicht allein unerträglich machten, sondern auch tausend Unglückliche hervorbrachten.

Nichts ist gewisser, als daß diese Jahre seine fehlerfreyesten gewesen sind, und wenn er nicht eine andre Laufbahn gewählt hätte, so wäre aus

ihm, wahrscheinlich kein Fürst, aber eben so wahrscheinlich ein besserer Mensch geworden.

Aber Pansalvin überlegte, daß seine jetzige Laufbahn ihn für sein ganzes Leben gewissermaßen einschränken würde, und ob er gleich eine Zeitlang vorher von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt war, und schon verschiedenes, was dahin gehörte, lernen müssen, welche Bemerkung wir dem Leser hier auch nicht umsonst angeben, sondern auf ihre künftige Beziehung ihn aufmerksam machen: so däuchte ihm doch der Wehrstand der behaglichste, um die gewünschte Freyheit zu genießen, und es zu einem Posten zu bringen, der den übertraf, den er nach seinem Stande hatte.

Nachdem er daher alles aus dem Wege geräumt hatte, was von ihm abhieng, und in dem Tode seines Vaters, der gegen diesen Stand immer einige Abneigung gezeigt hatte, das letzte Hinderniß gehoben, nachdem er seinen Lehrer in hundert Controversien überwunden, und sein Eifer,

ihn zu einem Gelehrten zu bilden, durch seine raschen Gründe, mehr aber durch schon zu groß gewordene Liebe gegen den Zögling erkaltet war: so nahm er den Weg zur Fahne des Kriegsgottes, den man ihn um so williger eröfnete; da er, wie wir in der Folge weitläuftiger hören werden, von der Natur vorzügliche Bildung dazu erhalten.

Fünftes Kapitel.

Eine kleine Demüthigung in seiner Kleinheit, die er in seiner Größe tausendfach vergalt.

Das weite Gebiet des Fürsten, unter dessen Scepter damahls das nachherige Reich der Fürstin stand, machte noch keinen der aufgeklärtesten Theile des Planeten aus. Erst seit kurzem hatte ein heller Kopf mit einem schönen lobenswürdigen Eifer Sitten und Cultur andrer Völker, doch immer noch mit der großen Frage, ob zum allgemeinen Besten, hineingebracht, und besonders war das Kriegswesen noch nicht auf den ganz regelmäßigen Fuß andrer Länder eingerichtet, und der Stand, den er ergriff noch nicht mit der Ehre verbunden, deren er hernachmahls theilhaftig ward. Auch war er einer der am kärglichsten bedachten, und da Pansalvin keine eignen Mittel hatte, so war der Weg, den er gehen mußte, von dieser Seite hart.

Seine

Seine vielen, zum Theil reichen Verwandten waren daher auch nicht mit der Wahl zufrieden, und hätten es lieber gesehen, wenn er dem Willen seines Vaters zufolge, beym geistlichen Stande geblieben wäre, der ihm ein ruhiges und reiches Leben versprach. Wie konnte man auch Blicke in die Zukunft thun, und glauben, daß er über Millionen befehlen, und zur Noth sie würde wegwerfen können, der itzt ihrer kleinen Unterstützungen so oft bedurfte.

Auf einer Reise die er einst, da er schon eine gewisse Würde in seinem Stande bekleidete, machte, kam er in das nicht unbedeutende Haus eines reichen Kaufmanns, der ihm verwandt war. Es war gerade Mittagszeit. Man zog ihn nicht zur Tafel, sondern man ließ ihm in einem Nebenzimmer einen Tisch decken, und sandte ihm sein Essen dahin, weil man vielleicht sich seiner schämte.

Welch ein Abstand! Wir wissen nicht, ob dieses Haus je Ursache gehabt, diesen Schritt zu bereuen, da Pansalvin eines rachgierigen Gemüths war. Aber vielleicht war dies seinem Gedächtnisse entgangen, oder kam es ihm, der nachher oft die

Grösten

Grösten halbe Tage in seinen Vorzimmern warten ließ, nicht sonderbar vor, daß man in dem Grade ehrgeizig gewesen, wie er es selber war.

So viel ist gewiß, daß er nachher, da seine Familie sich sehr vor ihm bückte, gutthätig gegen sie handelte, und, ob aus Ehrgeiz, oder würklichem Gefühl, das wollen wir dahin gestellt seyn lassen, sie erhob.

Noch giengen seine Schritte indessen nicht merklich, noch immer schlich er den Gang, den tausend andre neben ihn schlichen. Er soll aber damahls doch sehr wohl verstanden haben, sich auch selbst zu bücken, wo es nöthig war, soll die Lehren seines Lehrers, daß in seinem neuen Stande Unterwürfigkeit mit der Freyheit abwechseln müße, sein Augenmerk gewesen seyn lassen, und besonders nicht in dem Falle sich befunden haben, ein Gesicht fatal zu finden, wie er es hernach oft fand, und der Leser im nächsten Kapitel genug überzeugt werden wird.

Sechstes

Sechstes Kapitel.

Gott gab ja die Gesichter und nicht der Mensch.

Ein fatales Gesicht zu haben, ist freylich eine unangenehme Sache, allein es giebt in der Welt doch so viel Menschen, die für andre Weltbürger, eine äusserst fatale Physiognomie besitzen, und also ist es eben nicht zu bewundern, wenn das auch bey den Menschen, die wir hier redend einführen, einmahl vorfällt.

Allein entsetzlich muß es doch immer seyn, wenn einer eine so fatale Physiognomie hätte, daß sie ihn um alles Glück in der Welt, um seine Freyheit, und vielleicht gar an den Rand des Grabes brächte, und doch müssen wir ein soches Beyspiel anführen.

Wir wenden uns deswegen wieder zur Gräfin Manille, die wir immer noch in des Fürsten Zimmer zurückgelassen, und der wir schlechterdings den Rückweg anzeigen müssen, wenn wir andre Leute zu ihm bringen wollen.

Zu

Zu ihm zu kommen, wahr überhaupt schwer, und immer, wenn man auch vorkam, der Erfolg dessen sehr zweifelhaft, was man von ihm begehrte. Itzt war Gräfin Manille zwar fort, allein sie hatte den Fürsten in einer so mißmuthigen Laune zurückgelassen, daß es sehr schön von ihr gewesen wäre, wenn sie allen, die im Vorzimmer warteten, angedeutet hätte, es wäre nicht die Zeit, mit dem schlechtgestimmten Herrn etwas zu unternehmen.

Die Gräfin Manille hatte wahrscheinlich ihre Liebe und Attention gegen den Fürsten mit etwas starken Forderungen an die auszutheilenden Gnaden begleitet, und Pansalvin sich genöthigt gesehen, in einem kritischen Augenblicke mehr zu gewähren, als er eigentlich gewähren wollen und sollen. Wollen, weil er überhaupt nicht freygebig war, man mochte Ansprüche machen, von welcher Seite man wollte, selbst leere Titel und unbedeutende Ehrenbezeigungen nicht ausgenommen, weil er gern diese Dinge dann benutzte, wenn er einen offenbaren Gewinn für sich sahe, der hauptsächlich darin bestand, seine Parthey,

die

die er einmahl die herrschendste im ganzen Gebiete seiner Geliebten wissen wollte, zu vermehren. Sollen, weil Pflicht und Gewissen — die er freylich allemahl hätte zu Rathe hätte ziehen sollen — ihn verbanden, Stellen des Reichs mit tüchtigen, und nicht mit empfohlnen Mitgliedern des Staats zu zu besetzen.

Nun hielt sich eben in seiner Antichambre ein Künstler auf, der schon verschiedenemahl vergebens bey ihm gewesen, und endlich wünschte, vorgelassen zu werden, weil er sonst einen der traurigsten Schicksaale, dem zu verhungern, entgegen sah. Der Fürst erlaubte, ihn hereinzuführen, aber in welch einer Absicht?

In der Absicht, seinen Unmuth an diesem armen Gegenstande auszulassen. Er sollte nun büssen, was die Gräfin verbrochen. Entsetzlicher Vorsatz bey einem Manne von so großen weitgreifenden Qualitäten!

Er trat ein, und ein rauhes: Was will Er? — war der Empfang.

Mit einer Freymüthigkeit, die mehr an Hochachtung grenzte, als daß sie der Unterwürfigkeit in

den Weg getreten wäre, erzählte nun der beredte und fein fühlende Mann, daß auf einen allgemeinen ausgegangenen Ruf der Fürstin, sie unterstütze Künstler, er auch gekommen wäre, um in ihren glückseeligen Staaten die Zufriedenheit zu erlangen, die ihm in seinem Vaterlande mangle, gekommen, um der Fürstin Proben zu geben, daß er in seinem Fache kein Schüler sey, und nun Ihro Erlaucht bitten wolle, Dero hohes Vorwort ihm zu gönnen, und bey der gnädigsten aller Fürstinnen für ihn zu reden.

Fand sich Fürst Pansalvin beleidigt, daß er in des Künstlers Augen keine größere Rolle, als die eines Vorworts zu übernehmen habe, welches wie man sagt, ihm immer sehr empfindlich gewesen, oder waren es blos noch die Ueberreste der Laune, in welche ihn die Gräfin Manille würcklich versetzt? genug sein Widerwille gegen diesen Menschen stieg so hoch, daß er ihn gar nicht weiter anzusehen würdigte, sondern sagte: Ich kann Ihn nicht brauchen, Er muß wieder fortreisen.

— Und warum, Ew. Erlaucht? frug der Künstler bescheiden und still. Sie kennen mich und meine Arbeit noch nicht, und ich bin stolz genug, mich als ein brauchbares Subjekt zu denken.

Der Fürst sahe ihn starr an. — So schaff Er sich ein besseres Gesicht, sprach er, Seines ist mir zuwider. Er muß fort, sage ich.

— Ew. Erlaucht werden meines Gesichts wegen mich doch nicht verdammen?

— Red Er nicht, und geh Er. Er hört, Er ist mir unbrauchbar.

— Ich will Ew. Erlaucht nicht brauchbar werden, sondern der Fürstin, die liebevoll alles aufnimmt, was bey ihrem Ausguß von Milde Nahrung sucht.

— Und Er reiset in vier und zwanzig Stunden aus der Residenz ab.

— Ich habe nichts gethan, was der Verweisung werth wäre.

— Zum letztenmahle sag ich Ihm, Er reiset.

Der Künstler gieng. Weh that es ihm in seiner Seele, daß er um seines Gesichts willen,

welches ihm immer als ein ehrliches bekannt gewesen war, um seine ganze Hoffnungen, um die Wiedererlangung des verreiseten Geldes, um eine Ruhe kommen sollte, die er sich geträumt.

Ist denn kein anderer Weg, sagte er zu sich selbst, der Fürstin nahe zu kommen, als dieser? Er gieng denn ganzen Tag betäubt umher, dachte an nichts weniger als an die Abreise, und traf nicht die geringsten Anstalten dazu. Er machte sich einem Plan, bey einer öffentlichen bald eintretenden Gelegenheit sich der Fürstin selbst zu Füssen zu werfen, und eine Supplike, die er in der Landessprache, deren er durch seinen Fleiß schon ziemlich mächtig war, aufsetzen wollte, zu übergeben. Er freuete sich des Unternehmens, rechnete darauf, als auf eine Gewißheit einer bessern Aussicht, und legte sich vergnügt nieder.

Hatte er aber nicht an seine Abreise gedacht, und war es ihm auch nicht einmahl eingefallen, ob des Fürsten Jachzorn solche Folgen haben könnten, wie sie würklich hatten, so war der Fürst desto aufmerksamer darauf gewesen, und er hatte selbst diesen Gegenstand seines Zorns, der doch nur ein

Insekt

Insekt gegen ihn war, in das schwarze Buch derer geschrieben, an welchen er Rache nehmen müßte.

Sorgfältig erkundigte man sich den ganzen Tag über nach ihm, und sein Wirth, der sich eigentlich furchte ein Wort zu sagen, wie alles in der Residenz, fragte den Künstler doch auf den Abend schüchtern: ob er früh abreisen wolle?

Gar nicht mehr an den Auftritt mit dem Fürsten denkend, erwiederte er, er dächte ganz hier zu bleiben. Auch stand er am andern Morgen früh auf, und fieng an, seine Supplike zu arbeiten. In dieser gieng freylich der Fürst nicht leer aus. Er zeigte den ganzen Vorfall an, mit dem Zusatz, er glaube nicht, daß die Fürstin geboten habe, nach der Physiognomie die Talente zu beurtheilen.

Er vertiefte sich ganz in diese Arbeit. Der Mittag vergieng, er war fertig. Der Nachmittag wurde angewendet alles ins reine zu bringen, und die wenigen Tage bis zum Feste wollte er nun seiner Kunst leben.

Wie weit lag die Erfüllung von seinem Vorsatze.

Kaum war der Abend angebrochen, so trat ein Mann ins Zimmer, der ihm mit diesen wenigen Worten sein Schicksaal ankündigte: Du bist noch hier, du bist des Fürsten Befehle ungehorsam gewesen. Dein wartet die Strafe dafür. Komm mit mir! Du bist des Todes, wenn du das geringste laute Wort von dir giebst. Hier hast du den Befehl des Fürsten.

Der arme Künstler sah, daß hier keine Protestationen angenommen werden würden, er frug, wohin es gehen sollte? Das wirst du sehen, war die Antwort.

Er durfte ausser seinen Kleidern nichts mit sich nehmen. Er kam an die Thür; da stand ein Fuhrwerk bereit. Er mußte sich hinein setzen. Sein Führer machte das Fuhrwerk zu, und fort mit ihm. So gieng es Tag und Nacht mit beständigem Wechsel der Pferde. Er hatte keinen Begleiter. Eine Post übergab ihn der andern. Kein Mensch sprach mit ihm. Er bekam Nahrung so oft er sie begehrte. Jedem der ihn führte ward bey einer Strafe, die härter seyn mochte als der Tod, angedeutet, nicht mit ihm zu reden.

Jede Flucht war unmöglich. Entwischen — und gleich wieder sich zu erkennen geben, oder vielleicht elend verschmachten, seinen Führer überwältigen, tödten, und als Mörder wieder umgebracht werden, das waren die einzigen möglichen Aussichten.

Das beste war also Geduld, und er hatte sie. Nichts bedauerte er mehr als den Verlust alles dessen, was zu seiner Kunst gehörte. Er zweifelte nicht mehr, daß er für den Ort bestimmt sey, wohin man die bringt, die man auf ewig los seyn will, ohne gerade ihren Mord auf dem Gewissen zu haben. Aber ob das nicht mehr als Mord ist, bleibt einem jeden zu beurtheilen überlassen. Verzweiflung ist wenigstens eine häufige Folge, und wenn so ein Barbar diese ansehen könnte, er müßte doch wohl gerührt werden, oder er ist, was unser Fürst war, ein Fürst der Finsterniß.

Bald lehrten ihn Veränderung des Clima und der Reiseart, daß er nicht unrecht gedacht, und die plötzliche Veränderung von der Hoffnung in wenigen Tagen von der großmüthigsten Fürstin Beyfall und Versorgung zu erhalten, und nun

dagegen unaufhörlichem Elende ausgesetzt seyn, warfen ihn in eine Traurigkeit, die seinem Leben gefährlich war.

Trotz seines heftigen Fiebers hielt man mit seinem Transport nicht inne; weil es wieder den Befehl lief, den man nun einmahl zu übertreten nicht wagte, ob schon er noch mitleidige Seelen fand, die ihn gegen die Rauheit der Witterung verwahrten. Endlich kam er an Ort und Stelle, nachdem die Natur alle Beschwerlichkeiten überwunden, und hier wurde ihn ein geringer Unterhalt angewiesen, dabey aber er verständiget, er müßte ihn sich verdienen.

Diese Arbeit war mit Freyheit verknüpft, und diese vergönnte ihm endlich einen fast unglaublichen Weg in einen Staat zu finden, wo es ihm besser gieng.

Wenn der Fürst alles dieses erst nachher gethan, nachdem er gelesen, welch einen sonderbaren Auftritt ihm wenigstens der Künstler durch die Supplik veranlaßt haben könnte, so wollten wir ihm wohl noch verzeyhen. Allein so ganz in der ersten Hitze über eines Menschen Weh zu beschlies-

schließen, und der überlegnen Macht sich zu bedienen, die man dazu in Händen hat, das ist in der That etwas, wozu Stärkung aus der Finsterniß gehört.

Und konnte er denn wohl erwarten, daß seine Geliebte das billigen würde?

Unsere Leser kennen sie noch gar nicht, und wir halten es für unrecht, sie länger in der Unwissenheit zu lassen, und wollen sie ihnen schildern.

Siebentes Kapitel.

Die Hauptperson tritt auf.

Kraft leite doch meine Feder, indem ich es wage, sie darzustellen, sie, die in der Welt, in der dieses vorgieng, eine große, was soll ich es läugnen, die größte Frau war.

Auch nimm, lieber theurer Leser, nicht etwa nach dem Gebrauche derer, welche nur nach der Oberfläche urtheilen, davon, daß wir dir sagten, sie sey Pansalvins Geliebte, Gelegenheit sie von einer minder aufmerksamen Seite zu betrachten, glaube vielmehr, wenn du auch schon weißt, daß sie nicht recht daran that, ihrem Lieblinge so viel Macht in die Hände zu geben, glaube vielmehr um dieser Leidenschaft willen, daß sie ein fühlbares weiches Weib war, daß sie den Charakter, vom schöpferischen Geber erhalten, nicht verläugnete, schließe von diesem einen auf mehreres, nimm das Gute gerade so partheyisch für sie auf, als du das schwache partheyisch gegen sie richtest, und du wirst immer so viel Gelegenheit finden sie zu bewundern, als du Ursach haben wirst, es zu bewei-

beweinen, daß nicht mit der Größe des Standes auch eine Größe der Gesinnungen verbunden ist, die alles Unrecht unmöglich macht, die allgemeine Billigkeit hervorbringt, die den Unterthan zum seeligsten Geschöpfe machen würde.

Wäre die Salbung von oben so schön wirksam auf die Könige der Erden, daß sie zu einer übermenschlichen Vollkommenheit gediehen, indem sie den Thron beträten, dann wäre auch jeder Erdensohn, der unter ihrem Zepter stände, vollkommen; denn wenn Gerechtigkeit jeden Schritt des Regierens lenkte, wie würde es der Regierte wagen eine Ungerechtigkeit zu begehen, die diesem allsehenden Auge sogleich als eine solche erscheinen, und seine Strafe unmittelbar nach sich ziehen würde.

Weiche aber, Phantom einer solchen hienieden nicht zu erlangenden Glückseeligkeit. Planetenbewohner können nicht den reinen Gang der himmlischen Schaaren mit ihnen wollen, und so kehren wir zur Unvollkommenheit zurück, die unser Loos in unsrer itzigen Epoche ist.

Miranda hies die Frau, die von den unzählbaren Schaaren, die sie beherrschte, nur die große Frau genannt ward. So kannte man sie in Landesstrichen, wo der Tag die Nacht in vielen Monden nur einmahl herbeyführte, und diese wieder lange ihm vergönnte des Menschen Auge zu erfreuen. So nannte man sie wo im gleichen Schritt diese nah auf einander gebornen Zwillingskinder einander wichen; so hies sie unter kalten Eisgebürgen, und wo ein daurender Frühling die Natur verschönerte. Millionen Blicke wandten sich mit dem Morgen für ihr Wohl zum Himmel, und Millionen Seufzer beteten am Abend um ihr schönes Erwachen, wann der Tag sie wieder begrüßte.

Sonne Mond und Sterne! und du schöner Aether! der sie in sich faßt — welch eine Bestimmung ist das! Wäge nur irgend einer den Inhalt, dafür geboren zu seyn, alle diese seelig zu machen, und gebe mir den Werth in gleichwichtigen Zahlen an!

O dafür ist kein Preiß. Es ist die Grenze an dem Schöpfer. Vermagst du sie zu messen, Wurm?

Wurm? Verkrieche dich in Finsterniß, wenn du es wagst.

Willst du noch etwas wissen? Laut kann ichs sagen, denn es ist Wahrheit, ich sahe es mit meinen Augen, ich hörte es mit meinen Ohren:

In Gegenden, wohin sie nie gekommen, wo nur der Ruf von ihr erscholl, da fiel man nieder, und betete sie in der Entfernung an. Sie hat das nie gesehen, und hätte es auch nie angenommen, aber wenn sie einmahl in einer schwachen Stunde ein solches Bild gesehen hätte, sollte da nicht etwas rege geworden seyn, was sie der Größe genähert hätte, an die sie grenzte?

Unrecht, sehr unrecht würden wir Miranda thun, wenn wir nicht behaupten wollen daß sie mit einen unaussprechlichen Eifer gewünscht hätte, diesen ganzen großen Haufen, der sie Gebieterin nannte, glücklich zu sehen, und selbst als diejenige von ihm angesehen zu werden, welcher er dieses Glück zu verdanken hätte.

Wir würden Unwahrheit sagen, wenn wir behaupteten, sie habe nicht jede Nachricht, die sie vom Glücke irgend eines Theils ihrer weiten Lande

de erhielt, mit einer Zufriedenheit aufgenommen, die um so größer war, je mehr sie selbst dazu beygetragen; und eben so gewiß ist es, daß sie jeden Unfall, der ihrem Lande begegnete, mit inniger Betrübniß vernahm, und so davon gerührt wurde, daß sie an Lustbarkeiten Theil zu nehmen nicht sogleich fähig war.

Kurz, Miranda hatte alle Eigenschaften zu einer vortreflichen Beherrscherin, und war es in so vielen Stücken, daß, wenn man nur ihre Fehler und Schwachheiten von ihr hätte trennen können, oder wenn sie nur fähig gewesen wäre, für ihre Person ganz allein alles zu besorgen, so hätte sie gewiß den Platz eines Engels unter den Häuptern der damahligen Menschheit verdient.

Aber auch Miranda hatte einen Fehler, den sie mit ihrem nachmahligen Liebhaber gemein hatte, den Ehrgeitz, und dieser wars, den sie so oft Schritte thun lies, die, ohne ihren Nachruhm beleidigen zu wollen, nach unserem Systeme hätten unterbleiben müssen, wollte Miranda unbescholten seyn.

Tau-

Tausend lobenswürdige Eigenschaften waren aber auch bey ihr, die so viel andre Herrscher nicht haben, und deren Spuren wir lebendig in der Folge sehen werden.

Miranda war keine Fürstin der Finsterniß, aber war es nicht traurig, daß ein Fürst der Finsterniß so viel Herrschaft über sie gewonnen hatte?

Miranda liebte jeden Einzelnen ihres Volks — aber war es nicht traurig, daß so viele desselben dem Ehrgeitze und der Eroberungssucht aufgeopfert wurden?

Miranda war nicht gleichgültig gegen das männliche Geschlecht. Sie fühlte Natur, und welches Weib soll sie nicht fühlen. Allein war es nicht traurig, daß sie gerade einen Punkt zur Leidenschaft werden ließ, über den sie wichtig hätte nachdenken sollen, und der wegen der damit verbundenen Connexionen gerade derjenige war, der sie oft unterwürfig machte, Schwächen aus Leidenschaft sie laut werden ließ, die mit dieser Einschränkung ewig verschwiegen geblieben wären?

Es ist eine große Kunst der Fürsten, Schwächen zu bedecken, so wie sie es überhaupt für den Menschen ist. Und sie ist in unsern Tagen unentbehrlich geworden, denn wo Aufrichtigkeit nicht mehr gegen Aufrichtigkeit steht, da zieht der den kürzern, der die wenigsten Geheimnisse hat.

Daß Miranda von Männern viel lernte, mehr aus Erfahrung als Unterricht, viel lernte, was sie hernach benutzen konnte, und benutzte, ist gewiß, da sie aber auch alles dieses hätte lernen können, ohne sie über sich so oft Macht gewinnen zu laßen, ist wieder gewiß. Aber sollte sie weibliche Zärtlichkeit ganz bey Seite setzen?

Wir sehen sie größtentheils nur in den Verhältnissen, in welchen sie mit dem Fürsten der Finsterniß stand, sonst würden wir sie oft trostlos bey Gefahren ihrer Lieben, und in Situationen sehen, die uns ihr Herz so werth machen müßte, daß wir ausriefen: Göttliche Beherrscherinn über Millionen! Dich rührt eines Menschen Jammer, und darum verdienst du schon Verehrung.

Wenn

Wenn wenigstens, große Frau! in dem Aether den du athmest je diese Schilderung von dir lispeln sollte, so wähne, daß Hochachtung jedes Guten, was du thatest, unsre Herzen erfüllte!

Achtes Kapitel.

Der Große muß sich im Kreise der Menschheit gefallen.

Freund geselliger Freuden seyn — Menschen in Menschenzirkeln aufsuchen, nenne ich ein Verdienst der Großen, wie könnte ich es also der grossen Frau verdenken, wenn sie auch nicht ewig mit Sorgen, die sie ernst und mürrisch machen mußten, zu thun haben wollte.

Würklich hatte sie einen kleinen Zirkel von ausgesuchten Freunden und Freundinnen, die ihr werth und heilig waren, wo sie von der Größe der Fürstin herabgestimmt, keines Titels und keines Vorzugs begehrte, wo sie sich Miranda nennen ließ, wo sie Mensch mit Menschen war, und in einem unbeschreiblichen Reichthume von Anmuth und natürlicher Einfachheit alles bezauberte.

Hier war Miranda der Freundschaft Eigenthum, hier genoß man sich in heitern Scherzen, die das Wesen des Menschen so sehr verschönern. Hier wurde geschäkert, gelacht, gespielt

spielt. Hier kamen keine ernsthafte Fragen aufs Tapet, was gefragt wurde, war witzig und scherzhaft, hier berathschlagte man nicht über die Rangordnung, noch mit wie viel Pferden dieser und jener fahren könnte: die Deliberationen giengen dahin, wer den besten Zeitvertreib für die Gesellschaft erfände, und wenn einer für eine schlechte Erfindung bestraft zu werden verdiente, so waren Miranda Strafen gemeiniglich von einer unübertreffbaren Feinheit begleitet, und machten dem Bestraften genug zu schaffen.

Die Aeußerungen, die Pansalvin seit einiger Zeit merken läßen, bewirkten endlich, daß der Freund, den er sich zu machen gewußt, hier ihm Zutritt verschafte, und gerade an einem Tage, wo Miranda sich selbst zu übertreffen, wo einmahl ihre Reitze ganz vorzüglich zu seyn schienen, wo jeder ihrer Ausdrücke unnachahmlich war, wo ihre natürliche Lebhaftigkeit durch keine wichtige Sorge getrübt, in einem überstrahlenden Lichte glänzte, da war es wo er in die Mitte dieser Versammlung kam, und rettungslos in Leidenschaft dahin sank.

Es wurde ein Pfandspiel gespielt, seine Zerstreuung war groß, denn was in der Welt konnte ihn ausser der angehen, in deren Anschauen er verlohren war? Er mußte oft daran, sie war es selbst, die die Pfänder einnahm, und als sie eines von ihm erhielt, berührten ihre Fingerspitzen die seinigen. Glut fuhr in ihn, und durchglühet war er.

Miranda hätte nicht merken sollen, daß er es war? Ja, sie merkte es wohl, aber schweigend gieng sie darüber weg. Sie wahr gewohnt solche Siege zu erleben. Er war nur einer unter den Vielen, die das gefühlt hatten, was er fühlte, und einer nur unter den Vielen, von denen sie es wußte.

In dieser Versammlung dachte Miranda gewiß nicht, daß Pansalvin ihr einst werden würde, was er ihr ward, und nur Er — er machte Pläne.

Pläne — da er noch nichts war? In der That, gegen das was er werden sollte, noch nichts gegen das, was er hernachmahls werden wollte, das, was Millionen in Ansehung ihrer

waren.

waren. Aber Pansalvin wollte, und gieng rasch zu Werke.

Ponto war der Mann, der ihn in diesen Zirkel geholfen hatte. Ponto war der Mann der seine Leidenschaft werden und wachsen sahe. Es war nicht das erstemahl, wie wir wissen, daß er die Fürstin sahe. Sie war für jedermann sichtbar, gehörte so wenig zu denen Fürsten, die ihre Person für zu heilig halten, um sie sehen zu lassen, als zu denen, die sich von ihren Ministern weiß machen laßen, es schicke sich nicht. Nein! zu ihr konnte jeder kommen, der sie sehen wollte. Ihrer Audienztage waren viel, und sie pflegte durch große Säle zu gehen, die mit Menschen angefüllt waren, und jeden, der sie besonders betrachtete freundlich zu grüßen, und so hatte auch Pansalvin manchen freundlichen Gruß bereits erhalten.

Daher seine erste Vorliebe zu ihr, daher das Geständniß gegen Ponto.

Man weiß schon, wie es besonders an Höfen ist, wo Fürstinnen herrschen, und wo die Fürstin keine abgesagte Feindin der Galanterie ist. Hier

umgeben sie andre ihres Geschlechts, die es sehr natürlich ebenfalls nicht sind, und die denn Speculationen auf das machen, was ihr entgeht. Man darf sich einbilden, daß Pansalvin schon allgemeine Neugierde rege gemacht, daß schon manche gewünscht, die Blicke, welche er der Fürstin gäbe, möchten sie treffen, und er die Beständigkeit da zeigen, wo sie angewendet wäre, daran brauchen unsre Leser nicht zu zweifeln.

Allein so viel ist gewiß, seine Leidenschaft gegen die Fürstin, die er zu deutlich zeigte, wurde belacht. Einige, denen wir aber nicht ganz Glauben beymessen mögen, wollen behaupten, er habe es nur in der Mode, die damahls geherrscht, in die Fürstin verliebt zu seyn, ein wenig übertrieben, und man habe anfangs so wenig geglaubt, daß es ihm Ernst sey, als man glaubte, daß es vielen andern Ernst wäre.

Niemanden war es also wohl eingefallen, irgend eine Speculation auf diese Leidenschaft zu machen, als unserm Ponto, der, wir wissen nicht was, in Pansalvin entdeckte, was ihn auf die Idee brachte, es sey sein Glück, durch

ihn andrer Glück zu machen. Vielleicht wäre auch Pansalvin nicht so weit gegangen, wenn nicht gleich im ersten Anfange Ponto ihn aufgemuntert hätte, und da dies einmal geschehen, und dem ersten Schritt der zweyte in diesem Zirkel gefolgt war, so war die große Veränderung vor sich gegangen, und Ponto selbst erkannte seinen Freund nicht wieder.

Neuntes Kapitel.

Die Unterredung.

Du bist niedergeschlagen, sprach Ponto zu Pansalvin, als sie zu Hause anlangten.

Pansalvin. Mich nennst Du niedergeschlagen? Da möcht ich die Fröhlichen sehen.

Ponto. Da ist Deine Fröhlichkeit von einer besondern Art. Da mußt Du trunken von Fröhlichkeit seyn, denn Du gehst umher wie einer, der betäubt ist.

Pansalvin. Ja, trunkne Fröhlichkeit magst Du es nennen. Berauscht bin ich von Entzücken. Kann man denn anders, wenn man da war, wo wir waren?

Prato. Du hast recht, die Gesellschaft ist äußerst angenehm, man kann nicht leicht einen Zirkel finden, in welchem sich so viel Geselligkeit vereinigte, wie da. Wem hast Du denn besonders von den Menschen als wohlgefällig dir ausgezeichnet?

Pansalvin. Bist Du rasend, Ponto? Kann man da seyn, und etwas andres sehen, als

sie

sie — eine Stimme hören, als die ihrige? Einen Blick fühlen, als den sie giebt?

Ponto. Nun wahrlich, nennen mußt Du sie, wenn ich Deine Extravaganzen verstehen soll, sonst gerathe ich aufs neue in den Zweifel, ob Du bey Verstande bist.

Pansalvin. Wer denn als die Fürstin, unsere Fürstin! — Frage mich nicht, wer außer Ihr noch da war — ich weiß keinen — keinen und keine, sag ich Dir.

Ponto. Du verirrst Dich, Freund. Wahrlich, es thut mir nun leid, Dich hingebracht zu haben. Ideen der Unmöglichkeit muß man nicht nähren, noch weniger zu nähren suchen. Ich fürchte, ich habe dich an einen Abgrund gebracht, in den Du fallen könntest. Ermanne Dich! Ziehe Dich aus dem Strudel heraus. Nimm Urlaub, und verlaß auf einige Zeit die Residenz, in der Du nichts taugst.

Pansalvin. Ich die Residenz verlassen? Ich mich von der entfernen, die ich anbete, ich, der ich nichts sehnlicher wünsche als jeden Augenblick ihr näher zu kommen.

Ponto. Rasender! Halt ein! Wünsche Dich nicht um deinen Kopf.

Pansalvin. Laß mich fortreden, und störe mich nicht. Ich habe in diesem Augenblick erst Kopf bekommen. Sie hat mich es erst gelehret, was ich für ein Mensch bin. Ja, Ponto, Ihr näher will, muß ich kommen, und sollte darüber mein ganzes Ich zu Grunde gehen. Du glaubst es, daß ich sie liebe —? Ja — aber wieder lieben muß Sie mich, dahin muß es kommen, oder es ist zu nichts gekommen.

Ponto. Die Fürstin soll Dich wieder lieben? Soll ich überlaut lachen?

Pansalvin. Lache, Mensch, lache, wie Du willst. Du weißt nicht, was Entschluß, fester Entschluß beym Menschen ist. Finde es lächerlich, daß eine Seite in uns ist, die, wenn sie intonirt wird, den Laut fortgiebt, und nicht wieder verstummt. Diese Liebe verstummt nicht wieder. Sie soll, sie muß erhört werden, die Stimme, die in mir ihr zuruft: Liebe mich, weil ich dich liebe.

Ponto. Wenigstens, wenn der Raserey nicht mehr in dem Weg zu treten ist, so gehe vorsichtig, und verdirb nicht muthwillig durch Hitze, was Du durch einen sanften gemäßigten Schritt vielleicht erreichen könntest.

Pansalvin. Mein Schritt geht gerade. Ich kann nicht Schneckengang ertragen. Mein Gefühl ist so, daß es befriedigt werden muß — bald — oder es drohet mir Untergang. So stehen die Sachen, Ponto. Ich bin ein andrer Mensch, als ich war. Die Liebe hat alles erweckt was da *schlief*. Kommt mir nicht mit euren trägen Fortschritten.

Ponto. Hülfe bedarfst Du doch aber immer.

Pansalvin. Die bedarf ich, und darum bitte ich Dich. Solltest Du sie mir versagen, da Du bis jetzt mir nicht zuwieder warst? Aber so sollst Du sie geben, wie ich haben will, nicht nach Deiner Idee.

Zehntes Kapitel.

Rechtfertigung der Fürstin.

Es ist Zeit, daß wir uns um das äußerliche Pansalvins ein wenig bekümmern um beurtheilen zu können, ob er denn auch von dieser Seite seinem kühnen Wagstücke einige Hoffnung versprechen konnte, das erste, aber auch sicher das schwerste in seiner Laufbahn so viel er deren auch nachher noch unternommen, und durchgesetzt hat.

Schon seine Wahl zu Besuchung der hohen Schule läßt erwarten, daß er körperliche Vorzüge hatte, worauf immer noch gesehen wurde, weil man nicht mit Unrecht schloß, daß die körperliche Bildung auf die Seele einen Einfluß habe, und ein verschobenes Ganze einen Flecken auf diese oder jene Art in Denkungsart und Handlung zuwege bringen könnte, wenn schon auch diese Regel ihre Ausnahme verdient.

Pan-

Panfalvin hatte einen Wuchs der sich auszeichnete; eine mehr als gewöhnliche Länge machte ihn zum ansehnlichen Mann, da besonders Ebenmaaß der Theile damit verbunden war. Die sichtbaren Theile des Körpers ließen auf die verborgnen schließen, und wer behauptet hätte, er sey nicht was man von einem solchen Sichtbaren erwarten könne, der müßte geheime Wissenschaft um etwas gehabt haben. Indessen wird die Folge beweisen, daß die nicht irrten, die ihm Vollkommenheit beylegten.

Auch finden wir es nicht überflüssig uns bey diesem Aeußerem etwas aufzuhalten; da die Liebe einer solchen Fürstin uns rechtfertiget.

Sein Gesicht hatte viel martialisches, doch ohne vom einnehmenden entblößt zu seyn. Sein Blick versprach viel, und besonders nachdem die Liebe ihm etwas unverkennbar deutliches des Ausdrucks verliehen. Seine Stimme war männlich schön, sein Anstand nicht brüsk, und doch seit seinem Vorsatze, der größten Liebe theilhaftig, un-

gleich

gleich höher und großes verkündigender, als er vorher gewesen war.

Würklich hatte, wie er Miranda zum erstenmahle gesehen, sich seiner Seele ein Feuer bemeistert, welches auf den Körper mit übergieng, und jedem, der ihn vorher gekannt, die Bemerkung machen ließ, Pansalvin sey ein ganz anderer geworden, als er gewesen.

Damals war er schon zu einer Gattung des Militairs gekommen, die ehrenvoller und mit Vorzügen verbunden war, die in der Residenz sich befand, von welcher wir weiter unten noch verschiedenes zu sagen haben werden, und wo es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, seine Fürstin zu sehen.

Pansalvin wußte seinem ohnehin schon anziehenden Ajustement, welches das ganze Korps hatte, durch eine auffallende Sorgfalt auf seinen Anzug noch mehr Reiz zu geben, so daß er sich darin auszeichnete, und man mehr als andre ihn bemerkte.

merkte. Seine Gesichtsfarbe, die er nie recht geschont, und die daher ziemlich ins bräunliche übergegangen war, nahm, sey es durch den Auffenthalt in der Stadt, der minder rauh, als sein vorhergehender war, oder durch Hülfe der Kunst geschehen, einen gefälligern Teint, und das Blut, welches beym Anblick derjenigen, um deren Aufmerksamkeit er itzt nur noch buhlte, immer mit verdoppelten Schlägen seinen Körper durchwallete, gab den Wangen eine gesunde, Saft und Kraft versprechende Röthe, die die Blüthe der Jugend *als einen lieblichen Gegenstand mahlte.*

Sein schönes Haar wußte er so zu produziren, daß es der Beobachtung nicht entgieng, und in den militärischen Wendungen zu Ehrenbezeugungen lag etwas, was das Auge, selbst das Auge der Fürstin länger auf ihn weilen machte, als sie mit ihrem gnädigen Blick bey andern zu weilen pflegte, und hatte er etwas der Art bemerkt, dann war es, als wenn ein geistiges Wesen jede Bewegung erhöhete.

Nicht als ob die Fürstin dies nicht auch bey andern bemerkt, da der ausgesuchteste Kern ihrer edlen Jugend unter diesem Corps war, allein wenn wir nun die Folge, die der Leser hören wird, und die das besondre zu dem giebt, was hier im allgemeinen viele betraf, wenn wir diese Folge, mit dem allgemeinen verbinden, so glauben wir der ersten Neigung der Fürstin, die der Leser im Zweyten Zehend erhalten soll, in etwas das Wort geredet zu haben.

Der Fürst der Finsterniß.

Zweytes Zehend.

Welches die Liebes-Intriguen des Fürsten klar macht.

Erstes Kapitel.

Eine neue Person tritt auf.

Freund Ponto war mit Frau von Spadille ein Herz und eine Seele, und Herr von Spadille sahe nicht sauer dazu. In den Verbindungen der Großen herrscht Abwesenheit vom Zwange, die man in ihrem Umgange vermißt. Sie machen sich darüber sicher, in ihrem Hause nie Neckereyen und Zänkereyen ausgesetzt zu seyn. Sie bauen sich ein bequemes System, indem sie sich über Gefühle der Natur wegsetzen. Diese sind ja zu alltäglich geworden, als daß sie weitern

Antheil daran nehmen könnten. Ihr Stand fordert etwas besonderes, und das besondre besteht in Gemeinschaften die kein andrer Stand duldet.

Die Dame galt viel bey der Fürstin, und so war es dem Freyherrn Ponto geglücket, dieser eine vortheilhafte Meynung von Pansalvin schon beyzubringen, ohne welche es ihm auch wohl nicht gelungen seyn möchte, in jenen Zirkel ihn zu versetzen.

Zu ihr eilte er auch itzt, da er seinen Freund in dem raschen Zustande sahe, hinterbrachte ihr, wie weit es mit Pansalvin gediehen, und beschwor sie, itzt oder nie Hand an das Werk zu legen, diesen zum Liebling zu haben, und den zwar schönen aber übrigens schlechterdings unbrauchbaren Begleiter der Fürstin einen Baronet Pikas zu verdrängen. Er war in Ermangelung eines beßern gewählt worden, denn der eigentliche Günstling der Fürstin, der zu ihrer Erhebung das meiste beygetragen, war abwesend, weil er auf dem Punkt gewesen war eine Neigung gegen

ein

ein gewisses Fräulein von Treffas blicken zu laßen, die ihm verwandt, ausserordentlich schön, und sehr sanften Herzens war.

Daß es der Fürstin nicht gleichgültig seyn konnte, ob ihr Günstling sie verließe, und in eine Verbindung träte, die das Andenken an sie sogar vertilgen könnte, ist nicht zu verwundern, es sahe einer Art von Verachtung ähnlich. Sie litt gern, wenn sie nicht umhin konnte, Galanterien, allein ernstliche Absichten waren ihr bey denen zuwider, die einmahl glücklich bey ihr gewesen. Sie sollten nie in die Lage kommen von einem weiblichen Geschöpfe sich beherrschen zu laßen, nachdem sie des großen Glücks theilhaftig geworden, die größte Frau zu beherrschen.

Es kam keiner ihrer Lieblinge aus ihren Händen, sie hatte ihn denn so versorgt, daß es sich nicht über stiefmütterliche Behandlung des Glücks zu beklagen hatte, und er konnte das, was man Verbindung mit dem andern Geschlechte in der engsten Art nennt, die man auch für die wohl-

feilste hält, in einer theurern genießen, ohne dadurch seiner Lage eine Last aufzulegen. Sie bedung sich das einzige aus, und sie war mächtig genug es ahnden zu können, wo er auch war, wenn er sich einfallen laßen sollte, wieder diese ihre Bedingung zu handeln.

Bey aller ihrer Macht aber hieng sie denn doch immer viel von den sie Umgebenden ab, und da der ihr zunächst lebende, der gemeinigliche Vertraute auch ihrer Geheimniße war, da sie selbst nicht blos physische Liebe zu ihrem Bedürfnisse machte, sondern auch für Herz und Kopf etwas erforderte, so war gewöhnlich, wenn dieses mit den übrigen Eigenschaften ihrer Günstlige nicht verbunden war, die Laufbahn derselben kurz, sie während derselben oft übelgelaunt, und die Folgen auf ihre Gesellschaft so wirksam, daß diese so sehr wie sie einen andern Gegenstand wünschten.

Geschicktern Anschein zu allem, was man von einem solchen wünschte, konnte nicht gut jemand haben, als Pansalvin. Man hatte vortref-

treflich gewählt, aber man vergaß in Ansehung seiner selbst eine Vorsicht, die, zu untersuchen, ob Pansalvin nicht etwa einen größern Vorrath der erforderlichen Eigenschaften hatte, um sich auch wieder nach den Maaßregeln zu bequemen, die man in Ansehung seines Würkungskreises beybehalten wollte. Man wolle den Liebling zwar die Fürstin beherrschen laßen, allein man wolle ihn wieder beherrschen.

Eine Stufenleiter der menschlichen Wünsche, die wir doch in jedem Stande *antreffen*, und die ein eingewurzeltes Vorurtheil von eigner Stärke und der Schwäche anderer verräth. Man hielt Pansalvin weise und intrikat genug bey der Fürstin sein Glück zu machen, aber sich hielt man noch viel weiser, beyde nemlich zu übersehen.

Frau von Spadille konnte dem Freyherrn Ponto nichts abschlagen, weil er ihr nichts abschlug. Gegenseitige Versprechen und Schwüre wurden verneuert, und der Plan entworfen, und angefangen, denn die Ausführung hatten sie, wie

wir in der Folge sehen werden, doch bloß Pansalvin selbst zu danken.

Den andern Morgen schon ermannte sich Frau von Spadille, und brachte der Fürstin das sonderbare gestrige Betragen Pansalvins mit dem Ausdrucke ins Gedächtniß, daß der Mensch sich wie närrisch begonnen, und seine Liebe von einer Art wäre, die eine Verrücktheit besorgen ließe.

O, sagte die Fürstin mit einem ernstern Tone, als der ihre Laune angekündigt, es sollte mir sehr leid thun, wenn das um meinetwillen geschähe. Und noch unbesonnener wäre es, wenn man sich meiner bediente, um mit diesem Menschen einen Scherz zu treiben. Er scheint ein braver junger Mann zu seyn, an dem ich verlieren würde, wie ich an jedem guten Bürger meines Staats verlöre.

Diese Aeußerung, die von der Fürstin im ganzen vollen Ernste ausgesprochen war, die sie nicht ahndungsweise sagen konnte, weil der Sinn nicht darinn lag, dem jene sich darinn einbildete,

die gleich vielen andern glaubte, die Fürstin wäre nur lüstern nach jedem wohlgebildeten Mann, ein Ruf, den sie sich durch leichtsinnige Vertraulichkeit zugezogen, wurde von der Dame Spadille bereits als eine Begünstigung angesehen, obgleich sie sich noch nicht getraute, diese Meynung ihrer Fürstin laut werden zu laßen.

Sie begnügte sich damit zu betheuren, daß hier nichts weniger als von einem Scherz die Rede sey, zu dessen Gegenstande man die Fürstin mache, daß kein Mensch wäre, der den jungen Pansalvin irgend Aufmunterung gegeben, Schritte zu thun, wie er sie gethan habe, sondern im Gegentheil bemühe man sich, ihm die Thorheit darzustellen, die er begehe, eine solche Liebe gegen die Fürstin zu nähren.

Nun, sagte die Fürstin lächelnd, wenn Du es Thorheit nennen willst mich zu lieben, so thu es, allein ich weiß, daß sich manche unsrer Damen sehr geschmeichelt finden würde, wenn Pansalvin sie lieben könnte.

Spadille. Woran ich schon lange nicht gezweifelt habe, gnädigste Fürstin, vielmehr es weiß, daß die Angeln vieler nach ihm ausgeworfen sind, freylich aber ist es Pansalvin nicht zu verdenken, daß er die Feldblumen von der Seite betrachtet, da er nach der Rose strebt, mit einer Emsigkeit strebt, die eben so gefährlich werden könnte.

Fürstin. Laß Du ihn für seine Gefahr sorgen. Indessen werd ich vorsichtiger seyn, und mir lieber ein Vergnügen entziehen, als euch die Macht geben, es zum Schaden anderer anzuwenden. Unsre Versammlnngen sind vors erste eingestellt.

Die große Verschiedenheit des Charakters, die die Fürstin während dieser Unterredung ein paarmahl blicken ließ, machte in der Dame Spadille zwar Zweifel rege, die sie aber keineswegs Lust hatte, bis zu Pontos Ohren zu bringen, sondern so kalt auch das nachherige Gespräch über den Gegenstand wurde, so sagte sie

ihm

ihm doch, es sey nichts gewisser, als daß die Fürstin ähnliche Gefühle mit Pansalvin in ihrem Busen trüge, und daß sie sich nur scheue, sie laut werden zu laßen, daß vielleicht gar, eben weil eine Art von Zurückhaltung mit ins Spiel käme, ihr Herz ein wenig tief verwundet; sie habe sogar von Aufhebung der kleinen Zirkel gesprochen, weil sie wahrscheinlich es nicht wagen wolle, Pansalvin aus denselben zu verbannen, doch aber auch nicht Gelegenheit geben, ihre Schwäche sehen zu laßen.

Auf einer Seite hatte die Fürstin nicht unrecht, daß sie das, was sie über diese Begebenheit in sich fühlte, nicht bekannt machen wollte, denn so schmeichelhaft ihr als Verehrung ihres Geschlechts der Beyfall eines jeden war, der ihr gezollt wurde, so könnte sie doch auf einem Fuße, wie dieser war, sich nicht von einem Menschen lieben laßen, der um von ihr geliebt zu werden, erst etwas ganz anders seyn mußte, als er war, und der, wenn sie auch aus Gegenliebe oder Mitleiden für ihn wieder gefühlt hätte, hier

viel

viel zu rasch zu Werke gieng, um nicht das Dekorum zu beleidigen.

Itzt aber fühlte sie selbst das noch nicht einmahl, und ob sie gerade zu vertheidigen ist, daß sie nicht lieber den Weg gewählt, ihn aus den Zirkeln zu entfernen, als sie ganz aufzuheben, oder wie es geschahe, auf einige Zeit einzustellen, wollen wir nicht untersuchen.

Da die Meynung der Dame Spadille vortheilhaft war, so glaubte sie auch der Freyherr Ponto sehr leicht, und in der nächsten Unterredung die er mit Pansalvin hatte, nahm sie keinen kleinen Platz unter den vielen Dingen ein, die man verhandelte, und die sonderbar genug waren.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Erster Zug von Pansalvins Intrigue, und erster Beweiß seines Stolzes, allein wirken zu wollen.

Schon jüngst hatte Pansalvin durch seine letzte Aeußerung gegen Ponto ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß er allein zu handeln gesonnen sey, und niemandes bedürfe, der ihm mit gutem Rath an die Hand gehe, sondern bloß Hülfe zur Ausführung. Doch aber hatte er sich, wie er allein war, überlegt, ob auch das wohl rathsam, und ob es nicht noch vortheilhafter, ganz selbst zu handeln, und keinem Menschen nicht allein sich nicht anzuvertrauen, sondern sogar zu vermeiden jemanden auch nur in einer Nebensache dabey verbindlich zu werden.

Er war eben wieder in denkendem Spähen darüber begriffen, denn der rastlose Geist hatte keine Minute itzt Ruhe, als Ponto herein trat, und ihm zu der Entdeckung Glück wünschte, die er mit Hülfe seiner Freundin gemacht. Pansalvin hörte ihm sehr stillschweigend zu, immer

den Kopf in die Hand gestützt, als ob er keinen Theil daran nähme, gab kein Zeichen einer Verwunderung, oder auch nur einer Zufriedenheit zu erkennen, hatte aber innerlich desto mehr alles in seinem Kopfe umgewälzt, und ob er glaubte, ob er nicht glaubte, Himmel und Erde, wer vermag das zu definiren, ohne den Blick in sein Gehirn gethan zu haben, der bis itzt bey den Menschen verschlossen ist.

Genug, Pansalvin war ernst und düster, blieb so, und als endlich sein Freund ihm zu verstehen gab, er könne sein Benehmen nicht begreifen, er der gestern ganz Feuer und Leben gewesen, der vom Besitz der Fürstin, als von einem Soll und Muß gesprochen, er thue heute nicht, als ob die Nachrichten darüber ihn beträfen, er scheine in Schlummer und Todheit sich zu befinden, und von dem Brande den er gestern wahrgenommen, sey nicht einmahl ein glimmender Funke mehr zu erblicken.

Du hast recht, Ponto, fuhr itzt Pansalvin auf, eine zu starke Spannung erregt Erschlaffung. So ist es mir gegangen. Ich der ich gestern

gestern nicht bloß hoffte, gewiß wußte, ich hoffe heute gar nichts, ich bin wie einer der alles verlohren hat. Alles, Ponto, was Du mir sagtest, vermag mich nicht aufzuheitern. Ich gehe meinen Weg nun fort, den meine Phantasie sich gemahlt hat, ich verlaße die Bahn, auf der ich mich befinde. Ich trete in den geistlichen Stand.

Ponto lachte überlaut. Du bist wahnsinnig, sagte er.

Pansalvin. Wenn ich wahnsinnig wäre, lieber Ponto, da würd ich nicht diesen Entschluß fassen. Nein, ich bin sehr vernünftig. Siehst Du, sie ist eine große Frau, eine gar große Frau. Sie kann ich nicht erreichen. Miranda und Pansalvin! Welch ein Abstand! Siehst Du das nicht ein Ponto?

Ponto. Aber nun alles in der Welt, Pansalvin, mache Dich und uns nicht lächerlich. Wir haben einmahl schon von dieser Deiner Liebe so viel geredet. Miranda weiß sie. Ihr Herz kann Dir nicht ungeneigt seyn. War sie denn etwa ungehalten? War sie beleidigt ohngeachtet Du deutlich genug zeigtest, wie Du dachtest?

Pan-

Pansalvin. Beleidigt? Nein, das war sie nicht. Wie kann eine so große Frau ein Wurm beleidigen? Sie hatte sogar Mitleiden. Sieh einmahl, wenn ich nicht irre, so hat Sie mir den Finger aus Mitleiden gedrückt. O ich habe den Finger wohl hundertmahl schon geküßt. Sie ist würklich eine gute Frau, daß Sie so viel Mitleiden mit mir hatte. Das ist schon viel von einer so großen Frau. Dafür muß ich Sie immer verehren. Und wo kann ich das besser, als in so stiller Einsamkeit. So in eins von den Häusern, wo die Menschen wie Einsiedler beysammen leben. Da denkt sichs recht gut über so einen Gegenstand sein ganzes Leben hindurch nach. Ja, wenn ich so etwas recht großes wäre, wie der Graf Körwit —

Ponto. Was Du nicht bist, Pansalvin, das kannst Du werden. Bedenke nur, wie mancher schon aus dem Staube hervorgekommen ist.

Pansalvin. Ja, wie sind die hervorgekommen. Die Schleifwege, lieber Ponto, die sie gegangen sind, mag ich gar nicht gehen. Mich sollte die Liebe heben, aber wie kann sie mich denn

lieben?

lieben? Morgen in aller Früh mach ich mich auf nach Kutora, laße mir den Bart wachsen, lerne Gebete, gehe in die Andachten, und will recht andächtig seyn, wenn ich an sie denke. Ja das wußte ich wohl, daß sie keine Versammlung mehr halten würde. Einmahl ist man wohl mitleidig, aber dann nicht mehr.

Ponto. Sie fürchtet Dich, Pansalvin. Zeige Dich ihr nur.

Pansalvin. Nein, ich zeige mich Ihr nicht wieder; diese Augen sehen sie doch nicht wieder so, wie sie sie in der Versammlung sahen. Der Eindruck ist viel werth, Ponto, den muß ich mit mir nehmen. Sähe ich sie wieder, könnte ein schlechterer Wurzel faßen, und da müßte ich den Verstand verlieren, wenn ich sie mir anders denken könnte.

Ponto. Armer Mensch! Du hast ihn verlohren, hast nicht ein Körnchen mehr.

Pansalvin. Du träumst armer Mensch! Du bist wohl nicht verliebt, sonst wärst Du so vernünftig wie ich. Laß Dir am Puls greifen. Du hast Hitze, viel Hitze. Geh, und kühle Dich ab, Du bist sonst des Todes.

Ponto verließ Pansalvin in der sichern Ueberzeugung, er sey ein Thor. Recht oder Unrecht, er hatte Ursach es zu glauben. Er eilte wieder zu seiner gewöhnlichen Trösterinn, und mit ofnem Munde vernahm Sie die schreckbare Neuigkeit.

Ja, ja, sprach sie dann, gelaßner als man nach ihrem ersten Erstaunen hätte erwarten sollen, man hat der Beyspiele, daß Verliebte den Verstand verlohren haben.

Daß es bey Pansalvin im ganzen genommen um den Kopf richtig gestanden, wagen wir nicht zu behaupten, denn seine Handlungen blieben immer hinter den Schritten der gesunden Vernunft zurück. Allein die Verrücktheit war

Verstellung, wenn schon der Entschluß, den er Ponto mitgetheilt, mehr war, und würklich gieng er am andern Morgen zu einer Wohnung der Einsiedler, und fieng an, Gebete und Ceremonien der Andacht zu lernen.

Drittes Kapitel.

Viel Sensation für keine Verliebte.

Freyherr Ponto, und Frau von Spadille hatten mit Verwunderung und Schrecken vernommen, daß Pansalvin seine Drohung ins Werk gesetzt, und sich zu den geistlichen Herren begeben hatte, um dort das Bild Mirandas ungestört vor Augen haben zu können, und von keiner schlechten Vorstellung von ihr beunruhigt, ewig sie so im Andenken zu erhalten.

O wärst du der geblieben, wo du damahls warest, dein Schicksal wäre nicht so glänzend, nicht so schwarz aber das Geschick von Tausenden ausgefallen!

Der Freyherr und seine Schöne waren im Grunde ein paar solche Alltagsseelen, daß sie sich wenig zu helfen wußten, wenn sie auf einem Kreutzwege standen, und nicht, wo nun hinaus, zu überdenken vermochten.

Das Resultat ihrer Unterredung blieb freylich, der Fürstin wieder Dekouverte von der Neuigkeit zu machen, und zu hören, was sie sagen würde,

um

um darnach neue Maaßregeln zu nehmen. Die Dame hielt weniger für verlohren, als der Freyherr, der schon die Mühe bedauerte die er darauf gewendet hatte, den Grafen Körwit ausforschen zu laßen, und von ihm zu erfahren, ob er auch gegen Pansalvin Einwendungen zu machen habe: eine allerdings wichtige Vorsicht, da Körwit trotz seiner Entfernung immer noch den größten Einfluß auf alle Geschäfte, so auch auf Herz und Handlungen der Füstin hatte; und nach Art eines ängstlichen Hofmanns, der von der Ungnade immer das schlimmste befürchtet, indessen er auch den Vortheil hat, daß ein gnädiger Blick ihn ins Paradies versetzen kann, zitterte er schon, der Graf Körwit möchte auf ihn den Strahl seiner Wuth darüber fallen laßen, daß es Pansalvin eingefallen, toll zu werden.

Frau von Spadille lachte über all diese Aeußerungen. Muthmaaßen konnte sie, nach der eben von ihr gegebnen Charakteristik von allen nichts, aber unbesorgt wie sie wahr, hofte sie wohl gar die Fürstin dahin zu persuadiren dem armen Schelm noch eine Hand des Mitleids zu

 reichen,

reichen, seinen Finger noch einmahl zu drücken, und dem Verstande eine wiederkehrende Richtung zu geben.

Anstehen mit dergleichen war auch ihre Sache nicht. Also so bald die Fürstin von einer Reise aufs Land, die sie nach ihrer Meynung vorsetzlich unternommen haben sollte, um gewisse Anblicke zu vermeiden, zurückkehrte, so gieng sie auch so gleich zu ihr, und berichtete ihr mit lachendem Munde, daß sie nicht ferner nöthig habe, die Versammlungen einzustellen, indem Pansalvin den geistlichen Stand dem Kriegsdiensten und dem Hofleben vorgezogen, und sich in eine Einsiedeley begeben, wo er bete und Ceremonien lerne.

Sich ein Dementi zu geben, wahr die Gewohnheit der Fürstin nicht. Sie merkte sehr wohl, daß sie ihrer täglichen Begleiterin in Angelegenheiten ihres Herzens ein kleines Air über sich gegeben, nnd sie wollte Sie davon zurückbringen, sagte daher, sie würde ohnedem den folgenden Tag diesen Zirkel wieder angefangen, und jedem Schein einer Ungerechtigkeit vermieden haben, weil

weil die andern unter dem nicht leiden sollten, was Sie und der Freyherr Ponto verbrochen.

Die Fürstin erwehnte dies bloß um die Dame konfus zu machen, und erreichte ihren Zweck vollkommen, denn Frau von Spadille, die sich in ihren Unterredungen mit Ponto belauscht glaubte, ward blaß, suchte sich so schicklich als möglich zu entfernen, und klagte, bis Ponto, dem kein reitzender Abend bevorstand, erschien, ihren Wänden das Unglück, bey der Fürstin in Ungnade zu seyn.

Uebermüthig beym kleinsten Schimmer von Wohlwollen, verzagt bey der geringsten Aeußerung von Laune, wie gewöhnlich der Hofmensch ist, hielt sie ihrem Einfluß, und mit ihm ihre ganze Glückseeligkeit verlohren, und wie der Gefährte ihrer Leiden erschien, brach sie gegen ihn in so tiefrührende Klagen aus, daß ein Stein hätte mögen zu Wachse werden, und ein neues gestiktes Gallakleid ihres Liebhabers durch ihre Thränen zu Grunde gieng.

Mögen sie sehen, wie sie sich aus ihrer Betrübniß erholen, denn Ponto größtes Glück

 war

war es noch, daß er betrübt seyn konnte, wenn sie es wollte, und die Betrübniß ihrer Gemüther zu dämpfen, dazu gehörte gewiß mehr Zeit und Laune, als wegen dem ausgelassensten Streite eines höchst erzürnten Ehepaars erforderlich ist, wenn sie sich itzt der Stunde des Schlafgehens nähern.

Das Ruder des Staats nächstdem, was die Fürstin, und Graf Körwit daran lenkten, war größtentheils in den Händen der Fürstin Karodö, eines Mannes, der alle mögliche Kenntniße von Staatssachen, und einen Grad von Menschenliebe und Wohlwollen besaß, der ihn ganz vorzüglich zu dem Dienste geschickt machte, dem er vorstand. Man konnte von ihm sagen, er arbeitete zum allgemeinen Wohl des Landes, und da er eine Fürstin hatte, die gefällig alles anhörte, was er ihr vorbrachte, und nicht minder gefällig ihren Willen zu dem gab, was er gut fand, so würde allerdings unter ihm noch weit mehr gutes geschehen seyn, als zu Ende gebracht wurde, wenn nicht manchmahl so ein Liebling einen Zwischenstreich gemacht, und den Willen der Fürstin mit

mit Gewalt dem entgegen zu lenken gewußt hätte, was jener vornahm.

Graf Körwit, des beynahe unumschränkten Beherrschers der Fürstin, Entfernung war nicht wenig Werk von Fürst Karodò, und wenn es auch den Anschein hätte, als ob blos Liebes- und Herzensangelegenheiten das harte Urtheil vermochte, so hatte doch eine politische Sayte, die Fürst Karodò anzustimmen gewußt, den Entschluß der Fürstin wenigstens bevestigt und beschleunigt.

Und nie hatte sich noch dieser Fürst in einer so glücklichen Lage befunden, als itzt, und wenn er gewiß gewußt, daß alle künftige Lieblinge der Fürstin den Talenten des Baronet Pikas gleichen würden, er hätte sich für die ewige Dauer der Ruhe in ihren Staaten, und für das allgemeine Glück ihrer Unterthanen verbürget.

Unendlich heiterer, als ehemahls, kam Fürst Karodò jederzeit in die Zimmer der Fürstin, und es fiel manchmahl auch ein Wort von Nebendingen vor, welches zu den Zeiten, da er den Graf Körwit beständig an ihrer Seite sitzend

 fand,

fand, unterblieb, und Baronet Pikas öftere Abwesenheit nun möglich machte.

Gerade heute hatte er auch Pansalvin Schicksal mit verschiedenen Zusätzen gehört, und hatte sich nicht wenig geärgert, daß einer davon die Fürstin betroffen, da man sich sogar unterfangen hatte zu behaupten, sie habe ihm Gelegenheit gegeben, die Liebe zu ihr zu empfangen und zu nähren.

Er hatte lange auch schon einen ganz kleinen, obwohl höchst ungerechten Verdacht auf die engern Gesellschaftszirkel, die ihm zu besuchen zwar erlaubt war, aber in welche er aus Gründen nie erschien, die einestheils seine Geschäfte ihm an die Hand gaben, anderntheils die nothwendige Zurückhaltung von intimen Bekanntschaften erforderten.

Er hatte den Grundsatz ein Minister müße alles wissen, nicht aber durch die Hand der Vertraulichkeit erfahren, weil diese Gewalt über ihn gewinnen könnte. Der Weg des Bezahlens schien ihm da nicht unerlaubt, wo der des freundschaftlichen Forschens übel angebracht war, diesen

Weg aber dazu gebrauchen, wo die Fürstin vielleicht Geheimniße hatte, war ihm doch nicht recht.

Wie nun Pansalvins ihm hinterbrachte Verrücktheit sich aus diesem Zirkel herschreiben sollte, nahm er sich vor, die Fürstin selbst darauf aufmerksam zu machen, und nach verschiedenen über das Staatswesen mit ihr abgehandelten Dingen, erwähnte er als eine sonderbare Neuigkeit, die Entfernung Pansalvins zu den Zöglingen der Einsiedler, und setzte hinzu, man schriebe den Grund seiner Verirrung einer gefaßten Liebe gegen Ihro Durchlaucht zu.

Um alles in der Welt, Fürst Karodò, sprach diese, ich will nicht hoffen, daß ich im Ernst das Stadtgespräch hierüber bin?

Und doch, erwiederte der Fürst. Es müßen immer in den Versammlungen bey Ew. Durchlaucht Personen sich mit befinden, die nicht allerdings verschwiegen sind, und wieder alle Delikatesse sichs verstatten, von Vorfällen darin zu reden.

Von Vorfällen? sagte die Fürstin ein wenig empfindlich. So weit also, daß man von Vorfällen darin spricht. Sie werden sich mir sehr verbindlich machen, Fürst, wenn Sie mir hierüber etwas nähere Auskunft geben könnten, und bey allen dem, was Menschen gesagt haben, könnten, weiß ich in der That nicht, ob man dem guten Pansalvin nicht noch näher tritt, als mir. Es thut mir im Ernst leid, daß ein so hoffnungsvoller junger Mann für die Welt verlohren seyn sollte, am allerwehesten aber würde mirs seyn, wenn ich auf irgend eine Art den Grund dazu gelegt hätte.

Fürst Karobò fand die Aeußerung etwas sehr sensibel. Es gieng in ihm eine Muthmaassung aus Politik auf, wie sie bey Frau von Spadille aus falscher Spekulation entstanden war, und vielleicht lag verborgen etwas in seiner Seele, was die Zukunft vorhersahe, in welcher der verrückte Pansalvin ihn einst selbst noch beynahe verrückt machen sollte.

Viertes Kapitel.

Pansalvins Krankheit nimmt zu. Er wird beklagt, und man spricht von Heilungsmitteln.

Fürst Karodò wußte nun wohl nicht, daß Pansalvin selbst bey den Einsiedlern sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, den Grund seiner Krankheit auszuposaunen, und da diese mit vielen Häusern verbunden waren, die fast immer bey Hofe waren, so erzählten diese es weiter, und so gieng in einigen Tagen es wie ein Lauffeuer umher.

Pansalvin ist um der Fürstin willen verrückt geworden, hies es in den Assambleen, so hieß es auf öffentlichen Spaziergängen, so hieß es in kleinen häuslichen Zirkeln, so flüsterte man sichs am Hofe ins Ohr, und flüsterte es zuletzt so laut, daß die Fürstin es aus mehreren Winkeln vernehmen konnte. Der Kranke spielte indessen seine Rolle vortreflich fort, entweder aus eignem Maschienenwerk, oder aus Gunst der ihm zu Hülfe gekommenen Natur. Er hatte stets größere

Abwe-

Abwesenheiten des Geistes, und in den Anfällen der höchsten Schwärmerey war der Name Miranda sein ewiger Ausruf. Er hielt in seiner verliebten Wuth Lobreden auf sie, die des Niederschreibens werth waren, und sie wurden auch zum Theil Miranda wieder zu Ohren gebracht, die immer mehr und mehr einsahe, der Lerm, den die Geschichte mache, könne ihr doch wohl nachtheilig werden, immer mehr einsahe, dieser Mensch sey entweder der feinste Betrüger, oder sey würklich unglücklich. Daß dieses der Fürstin Gedanke damahls gewesen, beweisen die Aussagen verschiedener, die um sie waren. Aber wie erforschen, zu welcher Klasse er gehörte.

Itzt, da die Sache lauter geworden war, bekümmerte man sich gnauer um das vorige Verhalten Pansalvins, fand es untadelhaft, fand in ihm einen Mann, der dem Staate hätte nützlich werden können, und um einen nützlichen Mitbürger des Staats zu retten, könnte auch eine Fürstin sich wohl einmahl einen besondern Schritt erlauben, und seine Trösterinn werden.

So ließ man sich wenigstens an manchen Orten aus, und auch das kam der Fürstin zu Ohren. Freyherr Ponto und Frau von Spadille hatten indessen sehr still gesessen, und nichts von Pansalvin erwähnt, nicht etwa, weil sie nicht über den mehr nachdenken wollten, der ihnen, wie sie meinten, die Ungnade der Fürstin zugezogen, sondern weil sie in dieser Ungnade zu seyn glaubten, in der sie würklich nicht waren, und sie nicht noch zu vermehren Lust hatten.

Dennoch besuchte Ponto zuweilen Pansalvin, und hoffte einmahl über das andre, klüger von ihm wegzugehen, als er hingieng, aber er war es just, für den Pansalvin die meiste Furcht hatte, denn dieser konnte die Fürstin auf die Bahn bringen, als ob er eine Maske trüge, und da war er verlohren.

Bekannte und Vertraute hatte er freylich bey seinem Unternehmen; wer es aber gewesen, der diesen ehrvollen Charakter bekleidet, können wir nicht bestimmen. Es ist nie laut geworden, obgleich

gleich viele und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, den Verdacht auf die Einsiedler geworfen, als die sich dadurch in der Folge Vorzüge versprachen.

Wenn Pansalvin ihnen dergleichen für ihre Beyhülfe zugestanden, so ist es wenigstens sehr in der Stille geschehen. Doch waren sie es, die selbst der Fürstin es als eine Pflicht auszulegen wußten, sich des Mannes anzunehmen. Sie, die, wenn sie auf den Gassen der Residenz gieng, keinem Kinde ihre Hand versagte, sie, die sich entbrach dem gemeinsten Manne seinen Gruß zu erwiedern, und mit ihm sich in eine Unterredung einzulassen, wenn er es begehrte, sie sollte wollen, daß um ihretwillen einer zeitlebens unglücklich seyn sollte?

Schon hatte die Begebenheit tiefen Eindruck auf die Fürstin gemacht, als sie bemerkte, Frau von Spadille sey nicht mehr so heiter als ehedem, als sie sie befrug, warum? — und an jene Unterreduug errinnert wurde, die Pansalvin betraf.

Wie man mir doch alles falsch auslegt, sagte sie. Deswegen also zürntest Du, und deswegen

sagtest

sagtest Du von diesem Menschen nichts mehr, von dem ich zeither vielleicht gern vieles gehört hätte.

Man kann nicht erstaunter seyn, als Frau von Spadille es würklich war, allein sie zwang sich doch, es nicht so ganz zu scheinen. Wie leicht konnte sie wieder das Maaß der Freude überschreiten, wie sie das Maaß der Betrübniß überschritten hatte. Sie war ja eine gebohrne Wetterfahne, und da sie den Wind nur noch im Mittel zwischen gut und böse sahe, so wollte sie auch nicht ganz auf heuter nicht ganz auf trübe ihre Stellung nehmen, sie blieb bey unbeständig stehen, um avanziren und reteriren zu können, wie es die Umstände erforderten.

Doch da die Fürstin zum Zweytenmahle laut werden ließ, daß sie kein Unbehagen daran finden würde, wenn man ihr etwas von Pansalvin sagte, so fieng sie an, von seiner ausserordentlichen Neigung zu reden, sagte, es könne keinen Menschen geben, der von so vollem Entzücken gegen Ihro Durchlaucht durchdrungen sey, noch nie habe sie Empfindungen der Liebe in einem so schwärmeri-

Staatsbibliothek München

schen Grade bemerkt, wie bey ihm, und es sey nicht möglich, daß er sich von der Idee der einzigen Seeligkeit in dieser Liebe wieder abwendig machen ließe, oder selbst abwendig würde.

Der Grad von Zuneigung, meinte sie, verlöhre sich nimmer, und Pansalvin sey so ausserordentlich in dieser Leidenschaft, daß er ein Opfer derselben werden müßte.

Neigung hatte die Fürstin fürs männliche Geschlecht, das wißen wir schon. Daß diese Neigung ebenfalls zu einer Leidenschaft angefacht werden konnte, hatte sie durch mehr als eine Erfahrung bewiesen. Graf Körwit war eine der merkwürdigsten davon. Und schon seitdem er eine wenigere Aufmerksamkeit für sie blicken laßen, war ein andrer im Spiel gewesen, dessen wir weiter unten gedenken werden, und wo sie schon einmahl das Beyspiel dargestellt, wie viel sie zu wagen fähig, wenn Liebe ernstlich mit ins Spiel kam.

Eine solche Schilderung von Pansalvin konnte ihren Zweck nicht verfehlen, und verhehlte die Fürstin schon in dem Augenblicke, wie sehr der Funke Feuer gefangen, und wie bald er zur Flam-

Flamme auszubrechen im Stande, so schien sie doch mit Frau von Spadille in Ueberlegung ziehen zu wollen, auf welche Art dem Uebel nun abzuhelfen sey?

Zu rathe gezogen zu werden, war etwas, das sich die Dame nicht hätte einfallen laßen, und weil sie die geglaubte Unmöglichkeit nun als Würklichkeit vor sich sahe, war auch alle ihre Vorsicht auf die Seite gesetzt, ihre Fahne wandte sich so sehr auf heiter, wie sie wohl je darauf gestanden hatte, und das Glück ließ sie diesmahl auch zu keiner unglücklichen Stunde sich dahin drehen.

Itzt giengen ihre Lobeserhebungen, von der Leidenschaft Pansalvin auf sein übriges vortrefliches Betragen, von diesem auf seine körperlichen Vorzüge und von da auf Partikularitäten über, die, wenn wir sie bekannt machten, der Frau von Spadille nicht allerdings zum Ruhme gereichen, aber auch Anlaß geben könnten, von der Schwäche der Fürstin sich einen zu strengen Begriff machen, und zu glauben, als habe sie das

gern gehört, was die doch bloß in Verbindung mit dem andern, welches ihr zu wissen nöthig war, hören mußte.

Das Resultat der Berathschlagungen, bey denen die Fürstin zwar nicht kalt nicht warm schien, und doch wohl in dem Zustande des Loderns sich befinden mochte, wie die andre Dame bemerkt haben wollte, war, daß Frau von Spadille sich bemühen sollte, Eintritt bey Pansalvin zu erhalten, um von Seiten der Fürstin zu versichern, sie bedaure sehr, daß er kranke, ließe ihm Besserung wünschen, und bäte ihn, zu sagen, was sie beytragen könnte, ihn zu heilen.

Fünftes Kapitel.

Ein Besuch.

Sehr der Sache und dem Karakter gemäß war es, daß die Dame Spadille, ehe sie ihren Weg zu Pansalvin nahm, sich vorher zum Freyherrn Ponto begab, eben so angemessen ihr, daß sie ihm, der ohnedem, um uns einmahl eines gemeinen Ausdrucks zu bedienen, ganz unter ihrem Pantoffel stand, mit hochaufgeworfner Nase verkündigte, sie sey die Retterin von ihnen beyden, und der besonders in ihrer Gegenwart ohrwurmartige Ponto fand wahr, was sie gesagt hatte, nachdem sie ihm alles erzählt.

Der zweyte Akt waren hohe Vermessungen, was sie nun alles noch thun und ausrichten wollte, Projekte, wie Pansalvin einst zu ihren Füßen sich krümmen und ihnen danken würde, und sie blieb bey der Sicherheit dieser Sache, obgleich Ponto einige unterthänige Zweifel hier wagte, die sie mit einer Miene zurückwieß, die ihn deutlich genug fühlen ließ, wie weit er hinter ihr zurückstünde.

Diesmahl aber hatte Graf Ponto ein wenig recht. Man meldete die Dame bey Pansalvin und er ließ sie sogleich abweisen, indem er niemanden mehr vom Hofe sehen und sprechen möchte, auch sie es nicht allein sey, und er in Ansehung aller übrigen den nemlichen Befehl erlassen habe.

Wohl oder übel mußte also die Dame, die bis jetzt einzig den Ruhm seines Glücks davon tragen wollte, ihr ganzes Geschäft entdecken, und von der ersten Stufe auf welche sie sich beym Graf Ponto geschwungen, war sie bereits herab gehüpft, und hatte nur die zweyte noch inne, die sie auch nicht sobald zu verlieren hoffte.

Freylich gab bey denen, welche die Meldung thaten, es der Sache einen andern Anstrich, als es hieß sie käme von der Fürstin, und zwar in besondern Aufträgen an Pansalvin.

Dennoch hatte dieser Eigensinn Lust, sie abermahls abweisen zu lassen, man will aber behaupten, einer der Einsiedler habe ihm da ins Ohr geraunt, das sey der gerade Weg um in Vergessenheit zu gerathen, man müsse das Eisen schmieden,

den, weil es warm, die Sayten nicht gar zu hoch spannen, und was Gemeinsprüche mehr waren, die einem solchen in seiner Seelenangst über verlohrne Aussichten wohl einfallen konnten.

Schnell ergreift Pansalvin einen neuen Gedanken, der ihm gar viel werth schien, und befahl auch gleich sie herein zu führen. Er hatte nichts weniger als ein krankes Ansehen, sondern saß in voller Liebenswürdigkeit da, sogar im äußerlichen, welches er immer beobachtet, geschmackvoll und reizend.

Dame Spadille sahe dieß als einen Vorboten ihres Glücks an; wie konnte ein würklich verrückter Mensch so gesund und wohl aussehen, das war unmöglich, es mußte hier Verstellung seyn; in der festen Ueberzeugung wurde er auch von ihr angeredet, so bald man sie mit ihm allein gelaßen, und sie erzählte die Epoche seines künftigen Glücks so schnurgerade an den Fingern her, daß er sich darinn nach ihrem Gutdünken steigen sahe, und Winke bemerkte, daß sie ihm auch wieder nach Gutdünken fallen lassen könne, wenn sie wolle.

Daß die Zuversicht, mit welcher sie sprach, nicht ohne Veranlaßung war, konnte er zur Genüge einsehen, und zog sich um desto sicherer den Schluß, daß die List, welche er einmahl in seinem Kopfe umher gewälzet, ihm hier behülflich, und mehr zu seinem Vortheile dienen konnte, als er noch geglaubt.

Er erwiederte daher kein Wort; als sie alles erzählt hatte, und da sie nach einer langen Pause ihn frug, was er denn hierauf zu antworten habe, so sagte er ziemlich troken: Nichts!

Verwunderungsvoll betrachtete ihn die Dame. Nichts darauf zu antworten? Und was kann ich denn antworten, da Sie mir das entzückende Bild der Fürstin vor die Augen gebracht? Was kann ich antworten, da ich nur Miranda sehe, nur sie allein und weiter niemand mir vor Augen steht. Ich habe zwar noch nie einen andern Gegenstand gesehen, als sie, aber muß ich nicht, da itzt eine Person vor mir ist, die gegenwärtig war — nicht wahr, sie waren an dem Abend Zeugin? Doch, still, still, nichts davon, was mein Glück, was meine Ruhe, was meine Seeligkeit aus-

ausmacht. Ja, ja, itzt bin ichs wohl zufrieden, daß ich Sie vorgelaßen habe, denn erneuert steht das Bild vor mir.

Er sprang bey diesen Worten auf, und gieng wie ein Entzückter im Zimmer umher, warf Küsse in die Luft, sahe mit schmachtenden Augen gen Himmel.

Ja, so war es, rief er, so war es mir in dem Augenblicke, da ich von ihr berührt wurde, so, wir mir itzt ist. O das war eine unaussprechliche Wonne, die wir in ihr zu Theil wurde, in diesem Beweise ihrer Liebe zu Theil wurde. Glückliche Du, die Du immer um Sie seyn kannst. Ha! ich könnte Dich morden, weil Du das Glück genießest.

Kaum hatte er mit dumpfer Stimme das Wort morden ausgesprochen, als die Dame Spadille mit einem lauten Schrey zur Thür hinaus sprang, und als dort einige von der Einsiedlerzunft ihr begegneten, so rief sie ihnen entgegen: Der Mensch ist rasend, er will mich morden. Sie flog ferner zum Hause hinaus, und ließ sich zu dem Freyherrn Ponto bringen, wo

sie ganz ausser Athem ankam, die völlige Raserey Pansalvins bestätigte, und Ponto Mühe hatte, sie zu überreden, daß sie warten möge, bis er einen Weg gegangen, wo er sich des Vorfalls wegen Raths erholen wolle, der ihm so sonderbar und neu war.

Ob Ponto zu den Einsiedlern selbst gieng, ob er einen dritten hatte, den er zu Rathe ziehen wollte, wissen wir nicht, nur daß die Dame, wie er fort war, etwas zu sich kam.

Sechstes Kapitel.

Pansalvins Vernunftschlüsse.

Es läßt sich so vielfach über eine Sache urtheilen, es giebt so tausenderley Wendungen, die sie nehmen kann, und so vielerley Arten wie diese Wendungen genommen werden können, daß das gewöhnliche der Menschen ist, daß jeder ein anderes System über die nehmliche Begebenheit entwirft.

Andere im Fall Pansalvins würden vielleicht mit beyden Händen zugegriffen haben, wenn eine so ausserordentliche Gelegenheit sie dem Wunsche ihres Herzens näher geführt. Wir wollen auch nicht sagen, daß sie nicht beglückt worden wären, wir wollen nicht behaupten, daß sie nicht ein Ziel erreicht, welches beneidenswerth gewesen, und welches viele vor Pansalvin schon genossen.

Aber das war es nicht, was Pansalvin wünschte. Er war ein ganz besonderer Mensch,

und so wollte er auch etwas ganz besonders haben. Er wollte höher steigen, als die übrigen gestiegen waren. Der kleinste, der ihm in den Weg treten, und sagen konnte, ich habe Dir zu deiner Höhe verholfen, war ihm ungelegen, vollends irgend jemand des weiblichen Geschlechts, wo selbst die Fürstin einmahl den Vorwurf hätte machen können, durch diese habe er sich in ihre Gunst zu schleichen gewußt.

Wahrscheinlich, dachte er, muß es sehr weit mit der Fürstin gekommen seyn, wenn diese Dame den Auftrag würklich hatte, mir die Nachrichten von ihr zu geben, und hatte sie den Auftrag nicht, so muß man es doch sehr weit bey ihr bringen wollen, da man mich auf diese Art für sie zu stimmen sucht. Hat sie selbst den Auftrag gegeben, so geht sie auch weiter. Gab sie ihn aber nicht, so mögen andre erst so weit es bringen, bis sie sich selbst an mich wendet.

Nach diesen Vernunftschlüssen kann es wohl kein Rätzel mehr seyn, daß P a n s a l v i n nichts

weiter von Verrücktheit mehr hatte, wenn auch die Leidenschaft ihn dahin gebracht, daß die ersten Anfälle gegründet waren. Er hatte sich durch weises planvolles Nachsinnen der Leidenschaft bemeistert. Sie konnte immer groß seyn und bleiben, aber er beherrschte sie doch schon, und er hatte einen großen Vorsprung, wußte er es dahin zu bringen, daß die Fürstin ihm das Geständniß derselben selbst brachte, dann konnte er mit mächtigen Schritten auf diese ihre Leidenschaft vorwärts gehen, und seinen unersättlichen Willen darauf bauen.

Nicht kümmerte es ihm, daß er in seinem selbst gewählten Kerker nicht wußte, welchen Weg man wählen würde, nicht war er besorgt, daß man ihm auf einen von beyden entgegen kommen würde, ehe er gehörig davon unterrichtet wäre, dafür war ihm seine Gegenwart des Geistes, dafür war ihm seine angenommene Abwesenheit des Verstandes Bürge. Es war ihm gleich, nunmehr ganz gleich, wer käme, wie man käme, und welch einen Ausgang die Sache nähme, denn sie

war

war angefangen, und nun zu weit hinein, um wieder zurückgehen zu können.

Schwindelnd ward ihm, wann er von der Höhe herabsahe, auf die er sich gestellt, allein er hütete sich vor falschem Tritt und Fallen mit besonderer Vorsicht.

So gewafnet erwartete er seine Feinde, die er sich von so mancherley Seiten denken, und so ansehen konnte, sie mochten nun maskirt oder ohne Larve erscheinen.

Sie=

Siebentes Kapitel.

Der Freyherr und die Dame.

Es ist nichts, es hat gar nichts zu sagen, es ist der beste Weg den man haben kann, alles gut zu machen. Beruhigen Sie sich mein Engel! Erhohlen Sie sich, mein Schätzchen! Nichts auf der Welt steht uns im Wege, wir werden gewinnen — gewinnen werden wir, und den Sieg davon tragen.

So hüpfete der Freyherr Ponto nach seiner Zurückkunft im Zimmer umher, wie junge Rehe beym ersten Sonnenblicke eines schönen Frühlingstages hüpfen, warf den Hut in eine Ecke, den Degen in die andre, lag ehe man sichs versahe, auf einem Knie der Dame zu Füßen, küßte ihre Hände, und bat sie so gleich zur Fürstin zu eilen, und alles ihr zu erzählen, wie sie es angetroffen.

Frau von Spadille hatte sich bis jetzt kaum gerührt. Das Echauffement von dem verwünschten Vorfall, in welchem sie sich ihrem Le-

bens

bensende so nahe gehalten, hatte sie fast getödtet. Sie hatte ein niederschlagendes Pulver ums andre genommen, und in Hirschhorngeist sich beynahe gebadet, so daß auch der Freyherr, wie er ihre Hände geküßt, ohnmächtig zu Boden sank.

Hülfe! Hülfe! schrie die Dame, die nun wähnte, die Tollheit sey eine ansteckende Krankheit geworden, und bey diesem Subjekte äußere sie sich mit der fallenden Sucht — und wie des Freyherrn Leute hereintraten, und ihn aufhoben, wollte sie schnell aus dem Zimmer, als der Haushofmeister, ein Grobian der ersten Größe, sie nicht ganz sanft, beym Arm nahm, und ihr sagte, sie möchte da bleiben, denn sie sähe ja aus wie eine Furie, und er könne nicht wissen, ob sie seinen armen Herrn nicht umgebracht.

Stumm und schweigend über diese Behandlung setzte sich die Dame in einen Lehnsessel, und vermochte sich kaum zu besinnen, wie ihr geschehen sey.

Bald schwand ihre Angst, denn der Freyherr kam unter den Händen seiner Leute, und so bald man ihn nur etwas von den starken Gerüchen entfernt, wieder zu sich, und erblickte kaum die liegende Dame, als er hinrannte, tausendmahl um Verzeyhung bat, die Ursache, warum er evanouirt, entdeckte, und wenigstens vom Argwohn der Tollheit sich reinigte.

Aber nun kam ein desto heßlicheres Gewitter über den Haushofmeister, welchen man einen groben Ausländer nannte, und auf augenblickliche Verabschiedung drang. Die Furie konnte sie nicht vergessen, es war auch gar keine Wahrscheinlichkeit da, aus ihrem itzt immer stärker werdenden Furioso ein Adagio herauszubringen, bis sie durch ihren Willen besänftigt wäre, und so wurde der Haushofmeister verabschiedet, um den andern Tag insgeheim wieder angenommen zu werden, weil er eine äußerste ehrliche Haut, ein Prätikat, welches man in diesem Planeten gern mit Golde aufwäge.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, erklärte Freyherr Ponto der Dame, warum sie der Fürstin das alles hinterbringen müße, da das aber nicht im Zimmer geschahe, wo wir sie verlaßen, so müßen wir uns zur Fürstin verfügen um dort das Resultat zu hören.

Achtes Kapitel.

Pansalvin hatte nicht unrecht.

Wäre die Dame Spadille auch minder aufrichtig mit der Sprache ihrer Begebenheiten herausgegangen, als sie es that, so würde doch die Fürstin an dem äußeren derselben bemerkt, daß sie entweder einen Geist gesehen, oder von einem Mörder angefallen seyn müße, so entstellt nahete sie sich ihr.

Aber Miranda ward nicht minder bestürzt über den Anblick, und es wollte die Wallung die bey ihr empor kam schier die Sprache ihr hemmen, denn nur gedämpft kamen die Worte hervor: Ist er todt? Ist Pansalvin todt?

Nein, Fürstin, sagte die Dame, aber er ist so gut wie todt.

So krank, so sehr krank, ohne Rettung? — geschwind Antwort! Ohne Rettung?

Spadille. Ohne Rettung, wenn Liebe ihn nicht rettet. Der Mensch, Fürstin, ist ein Muster der Tollheit. Er könnte für eine personificir-

te Tollheit gelten. Stellen Ew. Durchlaucht sich vor, er wollte mich morden.

Fürstin. Er Dich morden. Da hat er die Hirnwuth.

Spadille. Nur die Liebeswuth. Er wollte mich morden, weil ich die Fürstin sähe, um sie wäre, und er das nicht seyn könnte. Er erinnerte sich des Abends, und daß er Dero Hand berührt. Er sieht nur Sie, Fürstin, hört nur Sie, und wird auch niemanden mehr hören und sehen — denn er muß bald sterben.

Die Dame Spadille hatte trotz den Zureden des Sprachrohrs Ponto, denn durch ihn kam die Zuversicht wohl nicht, doch nicht glauben können, daß die Fürstin nur noch einen Gedanken an Pansalvin haben würde, wenn sie ihr diesen Bericht abgestattet.

Aufs neue mußte sie nun die Erfahrung machen, wie wenig Menschenkennerin sie war, denn nach einer kleinen Pause sagte die Fürstin:

So werd ich mich wohl selbst des armen Menschen erbarmen müssen, denn ganz ohne Hülfe ihn laßen, wäre sehr grausam. Vielleicht, daß

ein

ein Blick, ein einziges Wort die Hülfe giebt, die kein Arzt und kein Mittel schenken kann.

Spadille. Nein, Fürstin, das kann ich nicht dulden. Sie wollen sich der Gefahr aussetzen, in der ich Todesangst ausgestanden habe? Nimmermehr darf das geschehen!

Fürstin. Dich liebt er ja nicht, sondern mich. Mir wird er nicht drohen.

Die Dame sagte — nichts weiter. Das war ihr zu entscheidend.

Das Gespräch über des armen Pansalvin Unglück hatte noch nicht aufgehört, es war allgemeiner geworden. Das Gemurmel, die Fürstin könne wohl dem Verirrten eine Hand zu seiner Besserung bieten, hatte besonders durch Hülfe der Einsiedler die Köpfe verschiedener stark eingenommen, und Große, die Zutritt hatten, meinten scherzweise, es würde wohl Ihro Durchlaucht müssen ein Arzt werden, und wenn man durch Liebenswürdigkeit eines Menschen Leben retten könne, müsse man das als eine Pflicht betrachten.

Man will behaupten, viele dieser Großen hätten nachher sehr bereuet, was sie gesagt, und

daß sie Hand an diesen Schritt gelegt. Vielleicht gehörten sie unter diejenigen, die uns nachher als von Pansalvin Gedemüthigte vorkommen.

Kurz, die Fürstin entschloß sich, und einst unter dem sehr schicklichen Vorwande, den Fortgang der Zöglinge in der Einsiedley zu beobachten, erschien sie dort, und gieng ganz allein in Pansalvins Zimmer.

Daß Pansalvin nicht minder reizend und liebenswürdig erschien, als bey der Dame, war wohl eine Sache, die sich reimen ließ, ohne daß er wissen konnte, sie träte ein, denn er hatte sie ja bereits in seinem Sinn vermuthet. Aber daß er, ehe er sie ansahe, im Zimmer einigemahl auf und ab gieng, mit den Händen vagirte, und verschiedene Bewegungen zu erkennen gab, die einen Unsinnigen anzeigten, das konnte nicht wohl bloß auf den Zufall beruhen. Auch waren ja zwey Wege, es zu wissen. Er konnte verborgen durchs Fenster ihre Ankunft bemerkt haben, er konnte auch durch ein geheimes ganz kleines und unmerkliches Zeichen der Einsiedler darauf vorbereitet worden seyn.

Genug

Genug auf einmahl wandte er sich, und sah Miranda vor sich sehen.

Fürstin! rief er aus, und fiel auf ein Knie nieder, sind sie es, oder ists ein Geist, der mich in meinem namenlosen Leiden trösten will. Nein — es ist die Phantasie die immer vor mir steht, die mich nie verläßt. Aber so deutlich sahe ich Sie noch nicht, nie noch, Fürstin! O süße wunderbare Täuschung! Schatten, der meine Glückseeligkeit ausmacht, verlaß mich nicht wieder!

Er sagte das in einem Tone, in einem so schmelzenden Wohllaute, daß es jedem bis ins innerste gedrungen wäre, aber dieser Fürstin nun gar, die so fühlbar war, die schon von allen drauf vorbereitet war, ihn zu sehen — so liebenswürdig, und doch so unglücklich.

Es ist nicht mein Schatten, Pansalvin, nehmt meine Hand, ihr werdet Wahrheit finden. Ich habe von eurem Unglück gehört, ich komme es zu mildern.

Kein Schatten, sagte Pansalvin, und furchtsam als ob er zweifelte, faßte er nach ihrer Hand, und wie er sie berührte, fühlte, es sey ihre

Hand, da drückte er einen feurigen Kuß darauf, und schnell ließ er sie wieder fahren.

Verzeyht meiner Kühnheit sagte er, das wußte ich nicht, glaubte es nicht. Aber die grosse Fürstin spricht von Unglück, nachdem sie gekommen ist, mich zu trösten? Nein, nun will ich gern sterben, des schmählichsten Todes gern sterben, nachdem ich dieses glückliche Ziel erreicht habe.

Pansalvin hatte itzt mehr Feuer in den Augen. Sie rollten etwas, doch nicht fürchterlich. Sein Wesen zeigte den Mann, den Mann der Liebe, den Mann der Kraft. Die Fürstin färbte eine reizende Röthe, er sahe sie so schmachtend an, so sprechend war die ganze Attitüde, in welcher er sich befand. Ihre Blicke weilten auf ihm.

Ach, sie hat Mitleiden mit mir, fuhr er fort. Ja sterben, gern sterben.

Und wer spricht von Sterben, sagte Miranda etwas unwillig. Leben, Pansalvin sollt Ihr, leben, um glücklich zu seyn.

„Ja wohl glücklich seyn! Aber leben? Wie kann ich das? Leben um in jedem Augenblicke

mein

mein Herz mehr zerreißen zu sehen, weil ich die liebe, die ich nicht lieben darf".

Die Fürstin stutzte etwas — endlich sagte sie rasch heraus: Und warum dürftet ihr nicht, Pansalvin? Ich gebe auch die Erlaubniß. Kommt wieder an den Hof; Ihr sollt mich sehen, sollt mich lieben. Ich liebe nicht, daß jemand unglücklich ist, am wenigsten die mich lieben — und Ihr —

„O ja, so kann niemand lieben, wie ich Miranda liebe. Verzeyhung, aber warum es verhehlen, was hier brennt? Liebe! unendliche Liebe für Euch Fürstin ist es. Kronen der ganzen Welt sind nichts dagegen, nichts könnte mir einmahl den Augenblick bezahlen, in dem ich hier aus diesem schönen Munde Mitleiden hörte".

Ruhig denn aber auch, Pansalvin, laßt alle Sorge fahren, und kehret wieder zu mir. Ihr findet eine gewogne Fürstin. Mein Herz ist nicht kalt.

„Das meinige, Miranda, ist Flamme. Wunder, daß es mich nicht verzehrt, indem ich hier mit einer Göttin rede. O ewig nur dies Anschauen!

schauen! Fürstin! Wenn Sie von mir gehen, wenn Sie den wieder verlaßen, den Sie so huldreich getröstet haben, o so laßen Sie mir Ihren Schatten. Zwar er bleibt mir gewiß. Nun keinen Augenblick mehr ist das köstliche Bild von mir entfernt. Und nun — ich fühle es — ich denke wieder richtig. Ja denken will ich dieser Wohlthat, denken will ich ihrer ohne Aufhören, ohne einen Funken unreinen Feuers soll diese Flamme mich begleiten. Göttliche! Meine Vernunft hast Du gerettet, wenn auch nicht mein Leben.

Die Fürstin konte ihn nicht mehr vor sich knien sehen. Sie hob ihn selbst von der Erde auf, und diesen Augenblick machte sich Pansalvin zu nutze. Durch einen Blick war sie bezaubert.

Neuntes Kapitel.

Ein unverschämter Liebhaber. Er verlangt noch mehr.

Sie waren aus einander geschieden. Wie — was war noch vorgefallen? Hatte Pansalvin es gewagt, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, der mit Feuer sie durchgossen? War der Gott der Liebe geschäftig gewesen, eben itzt den Pfeil ins Herz zu schießen?

Das wissen wir nicht. Genug, die Fürstin kam wieder heraus, ohne ganz ihre Fassung zu haben, und gieng in ihren Pallast, ohne die zu zu seyn, die sie gewesen war.

Viel hatte sie erfahren — erfahren, daß man einer Leidenschaft sich nicht entgegen stellen muß, wenn man von ihr nicht überwunden seyn will, erfahren, daß sie zwar geliebt habe, und geliebt worden sey, daß es aber eine Liebe noch gebe, die alles das übertreffe, was sie bisher davon gewußt.

Wie sie hingekommen war, wie der Anblick Pansalvins mit der Idee, die sie sich von seiner Leidenschaft gemacht hatte, sich vereiniget,

da

da war sie hingerissen gewesen, da hatte sie gefühlt, dieser vermöge in ihr eine nie gefühlte Empfindung rege zu machen, es hatte sie eine Seelenwullust übergossen, allein zuletzt, wer vermag ihr nachzuempfinden — die Flamme, die sein Mund sprach, schlug in ihr Herz wie ein Blitzstrahl und zündete.

Frau von Spadille war nicht dahin zu bringen gewesen, daß sie sie begleitet hätte, da ihr nur immer der gedrohete Tod vor der Seele stand, und sie sich, wenn sie wieder zu ihm käme, schon im Geiste gepackt und ihren Hals von dem starken Wildfang wie einen Taubenhals umgedreht erblickte, ob er gleich ein wenig mehr Circumferenz hatte. Aber Pansalvin hatte auch Nerven. Sie war daher auf Befehl der Fürstin im Zimmer geblieben, und mit ihren ganz sonderbaren Spekulationen in ihrer Einsamkeit zu rathe gegangen, ob sie wohl an die glückliche Zurückkunft Mirandas zweifeln oder sie erwarten sollte.

Da es mit ihrem Denken überhaupt nicht scharf gieng, so war sie noch nicht weit in ihren Gründen für und wider gekommen, wie schon

die Fürstin ins Zimmer trat, und da sie sie in Wallung und fast in dem Zustande zu sehen glaubte, in welchem sie sich selbst befunden, so ahndete sie, ihr sey etwas ähnliches widerfahren.

Nicht wahr, gnädigste Fürstin, sprach sie, er ist fürchterlich.

„Fürchterlich in seiner Liebe, meine Freundin, das ist wahr. Du hast ganz recht gehabt, so sahe ich noch niemand lieben. Verdenk ichs doch fast keinem Menschen, der ihm das Wort bey mir geredet, wenn er allen seine Liebe so zu mahlen verstanden wie er mir sie geschildert. Pansalvin, meine gute, ist der erste Mensch in der Welt.

O wenn Ihro Durchlaucht das ehe beobachtet hätten, vielleicht wäre dem Menschen zu helfen gewesen. Ein wenig Mitleiden hätte ihn wohl gerettet.

„Und sollte er nicht gerettet seyn? — Gehe hin zu ihm!“

Ich zu ihm gehen? Nein nimmermehr! Und wenn er auch wieder genesete, und ich begegnete ihm von ohngefehr, aus dem Wege würde ich ihm gehen.

hen. Denn immer würde er so vor mir stehen, wie er mich morden wollte.

„Seinen Verstand hat er wieder, das kannst du glauben.“

Da ist ihm geholfen. Er mag dem Himmel danken. Und er hätte Miranda nichts gesagt, was sie in Furcht setzen können?

„Nichts hat er mir gesagt, was mich in Furcht setzen können. Aber in Liebe, in Liebe hat er mich versetzt. Ja, ich gestehe Dirs, ich liebe ihn. Wer kann so geliebt werden, und nicht wieder lieben? Man muß ihn lieben.“

Freudig frug nun Frau von Spadille, ob er denn würklich so weit wiederhergestellt wäre, daß man ihm trauen könne, denn die Versicherung ihrer Fürstin war ihr doch etwas triftig und konnte selbst über ihre Höllenangst sie beruhigen. Da sie hörte er würde wieder bey Hofe erscheinen, beschloß sie wenigstens ihn es nicht merken zu lassen, daß sie ihn so fürchtete, obwohl sie auf ihrer Hut zu seyn sich vornahm.

Wie die Fürstin das sagte, glaubte sie auch würklich, er würde wieder an den Hof kommen,

allein

allein sie hofte vergebens. Pansalvin war unverschämter Liebhaber. Die erhaltenen Beweise waren ihm nicht hinlänglich.

Zwar seine Veruunft wieder hergestellt zu wissen, leugnete er nicht, allein er versicherte am andern Tage, da er nun diesen Wunsch erreicht, wolle er auch gleich sich dem geistlichen Stande einverleiben. Er gab sich bey den Einsiedlern an, er nahm ihre Kleidung, und begab sich in ein einsames Häuschen.

Die Nachricht kam zur Fürstin. Sie hielt es für unglaublich. Sie war von seiner Liebe so überzeugt, und er sollte sie vergessen können.

Sie wartete verschiedene Tage. Es war ein ängstliches hoffen. Die Geschichte war ziemlich bekannt. Niemand wußte was er von der neuen Veränderung denken sollte. Die Dame Spadille und Freyherr Ponto dachten sich bald dumm darüber, und manche lachten, ohne zu wissen, warum.

Der einzige Pansalvin lachte nicht, und war auch nicht ängstlich. Ihm war die Liebe der Fürstin zu lebhaft gewesen, als daß sie erlöschen

könnte.

könnte. Er hatte sie in der Fülle der Leidenschaft gesehen, hatte sie reizender gesehen als er sie je vorher gesehen hatte, denn er hatte sich schon über sie gesehen. Sie war in dem Augenblicke da er sie beym Aufheben in seine Arme faßte, in seiner Gewalt gewesen. Er hatte den ersten Eindruck gefühlt, daß sie beherrscht werden könne, und er wollte sie beherrschen.

Kühner Mensch! glaubst du, darin läge ein Kunststück? Wolltest du so überschwengliche Liebe mißbrauchen? Gleich in ihrem ersten Auflodern mißbrauchen?

Aber er liebte doch noch? O ja, er liebte, nur daß der Stolz mit der Liebe einen harten Kampf kämpfte, worin die letzte doch unterlag.

Laßt mich das Herz des Liebenden euch nun darstellen, meine Leser, um euch zu beweisen, daß die Fürstin Pein empfand? Was war es das ihm von ihr abhalten konnte. Sie fertigte Boten an ihn. Vergebens! Keiner ward vorgelassen. Sie mußte ihre Zuflucht zu den Einsiedlern nehmen, und diese betheuerten, die hohe Meynung die Pansalvin von seiner Fürstin habe, sey die einzige Ursache, weswegen er es nicht wage wieder

zum

zum Vorschein zu kommen. Er wolle mit denen Beweisen ihres Wohlwollens, die sie ihm in Stillen gegeben, zufrieden seyn. Da ihre Blicke auf jedem gefällig herabsehen müßten, so könne er leicht auf den Argwohn gebracht werden, als sehe sie einen andern lieber denn ihn, und das möge ihn aufs neue um seinen Verstand zu bringen.

Miranda wurde wenig von der Einsiedler Bericht erbauet. Je mehr Weigerung desto heftiger wurde ihre Liebe. Alles hatte sich geändert. Seufzte er vorher um sie, so war sie jetzt besorgt ihn zu verlieren, und es quälte sie, wenn sie bedachte, daß er hartnäckig seyn, und eine Liebe dieser Art verlieren sollte.

Alles an ihrem Hofe war schon überzeugt, daß sie ihn liebte. Miranda war nicht mehr die sie gewesen. Ihre Lebhaftigkeit war verschwunden. Sie gieng träumend umher. Niemand war besorgter als Fürst Karodö. Niemad bestürzter als Baronet Pikas. Niemand hielt Pansalvin für dümmer als das edle Paar Spadille und Ponto, daß er sich noch wolle nöthigen lassen.

Die Einsiedler gaben Pansalvin zuletzt selbst den Rath einige Herren des Hofes vor sich zu lassen. Er gehorchte. Man stellte ihm lebhaft genug vor, die Fürstin wünsche einen Mann von seinen Verdiensten nicht vom Hofe zu entfernen, und für die schöne Welt ungenutzt zu sehen. Pansalvin versicherte dagegen, er gefiele sich in seiner Einsamkeit so wohl, daß er nicht herauswünschte. Man fand ihn in der neuen Kleidung und mit dem langen Barte heßlich. Man mahlte ihn der Fürstin so.

Sie hatten gut mahlen. Miranda sahe ihn wie er vor ihr gelegen hatte, sie mochten das Bild durch noch so grelle Aenderung verwischen wollen. Endlich dachte man, die Fürstin könne ihn nicht mehr lieben, wenn sie ihm so erblickte. Alles gieng den frommen Pansalvin zu sehen. Alles lachte seines Aufzugs. Sie möge ihn doch auch einmal sehen, meinte man. Sie entschloß sich.

Zehntes Kapitel.

Der Bund wird bestätiget.

Das war es ja nur, was Pansalvin wollte. Diesen Schritt noch, theils um sich zu überzeugen, theils um neue Festigkeit in seinen Plan zu gewinnen, diesen Schritt noch, und er hatte gewonnen, oder verlohren.

Konnte seine jetzige Gestalt sie rebütiren, so war es mit der tief eingewurzelten Liebe nichts, und seine Phantasien wären doch nur ein Hirngespinst gewesen.

In dem Fall war es noch fast besser, bey Zeiten abzubrechen, als sich dem auszusetzen, wieder zu fallen. Graf Körwits Zurückkunft mußte ihn schlechterdings auch nur einen Augenblick in kein kleineres Licht setzen.

Indessen hatte er doch auf eins nicht gerechnet, woraus er hernach sahe, daß auch sie mit

Kopf bey ihrer Liebe zu Werke gieng, wenn Leidenschaft gleich die Haupttriebfeder war.

Sie kam, und mit ihr ein himmlischer Reiz, den das schmachtende Wesen, welches ihre zeitherige Trübheit ihr gab, sehr vermehrte.

Aber sie erschrak wie sie ihn sahe. Nicht vor dem Barte, nicht vor dem Anzuge, durch das alles sahe sie den Mann immer noch, den sie so vortreflich vor sich gesehen hatte. Allein sein ernstes Wesen schreckte sie.

Pansalvin, redete sie ihn an, wie ist es Euch möglich, dem Wunsche Eurer Fürstin so zuwider zu handeln? Muß ich Euch selbst bitten — zum zweytenmahle bitten?

Pansalvin wollte sich nicht beym Eingange aufhalten. Er kam gleich zur Hauptsache. Er stellte der Fürstin vor, wenn sie gleich so viel Güte vor ihn gezeigt hätte, da sie mit ihm allein gewesen

wesen, so könnte er doch nicht hoffen, daß das öffentlich geschehen würde. Seine Geschichte habe ausserdem so viel Aufsehen gemacht, daß er verlacht werden würde, wenn man ihn sähe, und wenn die Fürstin da nicht einen besondern ausgezeichneten öffentlichen Werth auf ihn setzte, so würde er bald des Spottes Ziel und sein Untergang dadurch befördert werden.

Er begleitete das mit so vielen lauten Aeusserungen von Liebe, und mit Erneuerungen seiner vollen Leidenschaft. Er behauptete das Mitleiden der Fürstin im hohen Grade zu verdienen, und nahm sie so für sich ein, daß sie sich bereits auf Bedingungen einlies, daß Miranda versprach, seine Wünsche zu krönen, daß sie sich verleiten ließ, ihm wo nicht über den Graf Körwit doch mit ihm gleich den Platz zuzugestehen, so daß er in der ersten Unterredung über die Zukunft mehr gewann, als andre nach zehnjährigen Bemühungen.

Nachdem dies alles in Ordnung, nachdem die Fürstin sahe, ihm war nicht zu widerstehen, und er nun jeder Möglichkeit einer Ungewißheit entgangen schien, da warf er sich ihr auch zu Füssen, und nie hat wohl ein Liebhaber seiner Geliebten so viel schmeichelhaftes und sie beruhigendes gesagt, als er.

Voll Liebe von beyden Seiten dachte man schon der Trennung, um die Wiedervereinigung an einem andern Orte bald wieder zu feyern, als Miranda dem Geliebten vorstellte, daß doch ein Weg genommen werden müßte, wie er die versprochenen Stufen alle durchliefe, ohne jemanden zugleich zur Unzufriedenheit zu reitzen, und ihm Pansalvin fürchterliche Neider zuzuziehen.

Das war es worauf der gute Pansalvin noch nicht gedacht. Er hatte an eine augenblickliche Erhöhung geglaubt. Itzt kam diese ihm selbst unmöglich vor, und es schien ihm vortheilhafter einen gewöhnlich ungewöhnlichen Gang zu gehen,

wenig-

wenigstens einen Anstrich zu haben, und das ist es, was der Leser im dritten Zehend erhalten soll.

Vor itzt waren beyde Liebende aus dem Ernst wieder in das Fach ihrer Herzen übergegangen. Sie trennten sich itzt, um würklich am andern Tage sich in Gegenwart aller zu sehen. Pansalvin berichtete den Einsiedlern wahrscheinlich, daß seine Rolle bey ihnen ausgespielt sey, denn noch denselben Abend verließ er den Ort, und begab sich in seine vorige Wohnung, wo er sorgfältige Anstalten zur morgenden glänzenden Erscheinung machte, die diesmahl noch mit Ehre, aber mit hohen Aussichten verbunden war.

Der Fürstin sahe jedermann, der den Abend noch mit ihr zusammenkam, die Heiterkeit am Gesichte an, doch trauete sich niemand sie zu fragen. Konnte man wissen, ob sie mit Pansalvin zufrieden oder unzufrieden gewesen war, denn in beyden Fällen konnte Heiterkeit statt finden, in jedem war ihr Kummer geendet.

Nur Freyherr Ponto hatte noch erlauscht, daß Pansalvin die Einsiedeley verlaßen, und lachte über seine eigene Klugheit, mit welcher er durch Hülfe eines andern, das Rätzel errathen hatte.

Der Fürst der Finsterniß.

Drittes Zehend.

Eine Leiter, bis beynahe in dem Himmel.

Erstes Kapitel.

Erste Erscheinung. Erste Unterredung.

Feldherr Basta.

Am andern Tage gieng dem ganzen Hofe Licht auf, und die Finsterniß wurde von allen Seiten zerstreuet, denn Pansalvin erschien glänzender, als er zuvor gewesen war. Mit einer Miene, welche alle seine Feinde zu Boden stürzte, und alle seine Freunde zurück scheuchte, trat er daselbst auf.

Es schien auf seiner Stirn zu stehen, er wolle isolirt seyn, von allem, ausser von der Fürstin; und da Miranda ihm mit ausgezeichneter Achtung

tung begegnete, so sahe man schnell genug ein, daß er über sie gesiegt, und sie ihm den Triumph selbst entgegen getragen.

Pansalvin war nur in der Eigenschaft da in welcher er damahls stand Da waren hundert höhere über ihn zugegen, aber keiner von ihnen, die vorher ihn gewiß nicht angesehen, wagte es vorüberzugehen, ohne ihm einen freundlichen Blick zuzuwerfen, bis auf etwa einige, die sich nie hatten überwinden können vor einem Liebling ihren Rücken zu beugen, und die doch ihn mit einem Blicke maaßen, und das künftige Schicksal in seinem Anstande zu lesen schienen.

Unter denen die mit ihm gleich waren, und die sich so ziemlich über alles wegsetzten, wie er es selbst ehedem gemacht, waren nun wohl einige, die ihn hätten necken können und mögen, allein theils wollten sie es nicht, um nicht etwa, da sie seine Krankheit für wahr gehalten, ihm ein Rückfall zuzuziehen, theils machte sie sein zurückhaltendes Wesen für Händeln bange, die Miranda nun wohl zu seinem Vortheil entschieden hätte.

Alle aber kamen darin überein, Pansalvin habe seine erste Erscheinung auffallend zu machen gewußt, und keiner war der Miranda ihrer Vorliebe wegen getadelt hätte, die ausgenommen, die etwa selbst Anspruch an dieselbe machen zu können glaubten.

Es fiel kein Wort von Pansalvins voriger Lage vor; man war neugierig welchen Weg die Fürstin nehmen würde ihn zu erheben, denn daß er, bey dieser deutlichen Erklärung, nicht bleiben konnte, was er war, wußte man gewiß.

Diese Angelegenheit wurde auch noch an dem Tage in Gegenwart des ganzen Hofes vorgenommen, der freylich nicht wußte, daß der frühe Morgen schon in einer Unterredung zwischen beyden verflossen, die unter andern denn auch das zum Gegenstand gehabt.

So ungern die Fürstin sich von Pansalvin trennete, so wollte sie doch diesmahl lieber der Nothwendigkeit nachgeben, und da der Geliebte selbst äuserte er wolle auf der Bahn der Ehre alle Schritte derselben durch Verdienste durchzuwandern sich entschließen, und hoffte der Fürstin zu

zeigen

zeigen, sie habe in ihm nicht blos einen für Liebe sondern für Muth und Thaten geschaffnen Mann erobert, so ließ sie im Kriegsdepartement ganz geheim befehlen, für ihn eine Stelle beym Heer auszufertigen.

Die weitläuftigen Staaten der Fürstin waren selten ohne Krieg, gegen die sie umgebenden Völker zum Theil wild und roh und ungezähmt, selbst in ihren entfernten Provinzen gabs oft unruhige Köpfe, die ihren kultivirtern Staaten genug zu schaffen machten, und so waren nicht allein immer viele Heere in Bereitschaft, sondern einige in Wirksamkeit.

Feldherr über ihre gewöhnlich siegreichen Schaaren war damahls ein gewisser Basta. Ein Mann von hoher Geburt, beprüfter Tapferkeit, der entschiedene Kenntniße mit entschiedenem Glücke verband, und dessen Name nicht seinen Thaten entsprach, denn er machte nie Basta, sondern gieng immer vorwärts.

Er hatte noch den Vortheil, daß er das Zutrauen seiner Fürstin besaß, in solchem Grade, daß sie ihn auch wohl mit ihren Schwächen bekannt gemacht, ein Zutrauen, welches er nie misbrauchte,

te, sondern immer mit der größten Rechtschaffenheit verbarg, deckte, wo er decken konnte, half wo er helfen konnte.

Ihre Winke verstand er in der größten Entfernung und bey dem kleinsten den sie ihm gab, wußte er ihren Willen so meisterlich zu übertreffen wo sie ihn übertroffen wissen wollte, daß sie ihn mit Recht eine Stütze des Staats, und einen Pfeiler gegen ihre Antagonisten nennen konnte.

Diesem wollte sie Pansalvin empfehlen und die Art wie sie es thun wollte, lies keineswegs zweifeln, daß es nicht bald dahin kommen mußte, wohin sie es zu haben trachtete.

Ehe sie also den Hof entlies, hatte sie schon das Patent zur Stelle bey dem Heere erhalten, rief Pansalvin itzt zu sich, erklärte, daß sie wünsche er möge beym Kriegsheere nun auch ihr so eifrig dienen, wie er Neigung für sie gezeigt, und da sie glaube, daß eine Veränderung der Luft und Lage seiner Gesundheit beförderlich seyn könne, so entließe sie ihn mit ihren besten Wünschen.

Alles staunte. Der Muthmaßungen, der Auslegungen waren mancherley. Fürst Karobs hatte es wohl am besten getroffen, und sahe einen gefürchteten Nebenbuhler voraus, wenn nicht etwa jugendliche Hitze und Raschheit ihm aufopferte. Er nahm sich aber gewiß vor, festzustehen, und keinen Schritt zum Besten des allgemeinen zu weichen, und diesem vorsichtigen Blicke in die Zukunft hatte er es auch wohl zu verdanken, daß er hernach am wenigsten von Pansalvin litt.

Baronet Pikas, der immer noch der Fürstin zur Linken gieng, bekam aus einem traurigen ein heiteres Gesicht. Er war nicht weitsehend genug, das Unglück zu ahnden, welches ihm bevorstand. Er schloß vielmehr, die Fürstin sey unzufrieden mit Pansalvin und entferne ihn deswegen.

Die Dame Spadille fieng innerlich an zu glauben, was sie doch nicht einmal sich selbst ins Ohr zu sagen getrauete, doch Pansalvins Zustand auf die Fürstin übergegangen, und Freyherrn Ponto schlug es so zu Boden, als ob er ein Solo mit fünf Matadoren durch einen falschen Stich verloren.

Er hatte gerade Nachrichten von Graf Körwit bekommen, der sich sehr vortheilhaft für Pansalvin geäussert, und sich nur gewundert hatte, wie er der stets unbeobachtende Freyherr Ponto in eine so wichtige Staatsangelegenheit sich gewagt und darin glücklich seyn können.

Die Meynungen aller übrigen waren ihren Köpfen angemessen.

Pansalvin dankte so für die Gnade der Fürstin, daß keiner an der Zufriedenheit mit seiner Bestimmung zweifeln konnte, und nachdem in Tete a Tetes, deren Zärtlichkeit oder Wichtigkeit wir zu berühren nicht für gut finden, weil man uns nicht dazu genommen, Pansalvin Abschied und Empfehlungen an Basta den Feldherrn mitbekommen, entfernte er sich zu seinem neuen Standorte.

Zweytes Kapitel.

Eine kleine Rückwanderung in die Vorzeiten Mirandas.

Die Fürstin trauerte ein wenig über Pansalvins Abreise. Er hatte ihr in der That so ausgezeichnete Beweise eines unaussprechlichen Wohlwollens gegeben, daß sie nicht bloß Blicke in seine Leidenschaft gethan zu haben glaubte, sondern auch in wenigen Winken die er ihr gegeben, den Staatsmann entdeckt, und gesehen hatte, in wie vielerley Betracht er ihr einst nützlich werden könne, geschen daß sie Liebe geschlossen! mit allgemeinem Vortheil zu verbinden im Stande, und daß, wenn je eine Wahl vortheilhaft für sie gewesen, es diese sey.

Einst, wie sie zum Besitz ihrer weitläuftigen Staaten kam, hatte Graf Körwit ihr ansehnliche Dienste geleistet. Er war es der hauptsächlich ihre Ruhe befördet, und ein Unglück von ihr weggewandt hatte, welches sie auf zeitlebens niedergedrückt, ja vielleicht gar selbst um ihr Leben gebracht haben würde, wenn nicht eine unglaubliche Entschlos-

schlossenheit in dem Moment ihres Verderbens durch ihn ihr eingeflößt worden wäre.

Leider müssen wir den Satz wahr finden, daß Unglück und Unruhen wesentliche Begleiter des menschlichen Lebens sind, daß sie da seyn müssen, um ein Gleichgewicht zwischen der sonst entstehenden Vollkommenheit, die nun einmahl das bestimmte Loos des Menschen wenigstens nicht zu seyn scheint, zu bewerkstelligen, und so trafen auch Miranda Fälle, wo sie handelte, gewiß nicht, wie Denkungsart und Herz, wenigstens damahls nicht, ihr eingaben, sondern wie sie es nicht ändern konnte, wenn sie nicht sich selbst, und noch mit sich eine unzählige Menge untergehen sehen wollte, die auf sie baueten.

So wie wenn der Pilot eines Schiffs mit einem seiner Gefährten, der es nicht zu regieren im Stande ist, ins Wasser stürzt und nur einer von beyden von einem entschlossenen Schwimmer gerettet werden kann, dieser ohne seine Pflicht zu verletzen, nach dem Piloten greift, ohne den das übrige Schiffsvolk mit untergehen müßte, so nahm auch Körwit die rüstige Miranda an der

Hand, und rettete dadurch das Schicksaal von Millionen, die wahrscheinlich ohne Miranda Entschlossenheit ihm zu folgen, unglücklich gewesen wären, so kümmerte er sich nicht wer neben ihr untergienge, und eines jeden inneres Bewußtseyn schwieg beym Tadel, der dadurch auf Miranda fiel, nur schmähsüchtige wagten es sie darüber zu lästern.

Deswegen bemitleidete man doch die Gefährtin, die neben ihr untergieng, und zu schwach war, das Ruder, welches näheres Recht ihr darreichte zu führen.

O es war ein Kampf in Miranda Seele gerade so handeln zu müssen, ein großer Kampf, dem sie vielleicht ohne Körwit Hülfe untergelegen hätte. Er ermannete sie, und noch dankt man im werdenden Guten den Zeiten, daß sie das so wollten, und den Händen, die das ihrige dazu beytrugen.

Frage die Geheimnisse der Zukunft, wenn du kannst, ob Miranda Gefährtin nicht glücklicher ist, als sie gewesen seyn würde, wäre Miranda das Opfer ihrer Leidenschaft geworden? Höret,

und

und wißt, daß Selbsterhaltung die erste aller Pflichten ist, sie übe wer sie will. Gesetz von oben her, du gebotest sie! Wage es nicht, Planetensohn, dieses Gesetz umzustoßen, zu schwächen seine Kraft in alle Menschen gelegt. Und wenn mit ihr sich nun noch die Erhaltung eines schönen Ganzen verbindet, wenn nun noch Seeligkeit durch das schon gebotne Gesetz verbreitet wird? —

Aber laß uns dich in deine Seele und auf dein Gewissen fragen, Miranda, ob nicht diese Begebenheit auf dich den tiefsten Eindruck machen, ob sie dich nicht hätte dahin bringen sollen, nach diesem so nothwendigen Streiche jeden unnöthigen zu vermeiden?

Und wenn du dich auch schuldlos weißt, und wenn auch du selbst keinen Schritt mehr thatest, um eines Menschen Untergang zu beschleunigen, wenn deine Hand zitterte, so oft du es thun mußtest, war es nicht unbegreiflich leichtsinnig, andern so viel Macht in die Hände zu geben, die sie mißbrauchen, und dich vor der Welt nicht allein in das Licht setzen konnten, es selbst gethan zu haben, sondern deren Schuld du auch unmittel-

bar tragen mußt, da du mit der Austheilung einer so gefährlichen Macht so freygebig warest.

Solltest du im Ernst geglaubt haben, keiner derer würde sie misbrauchen, denen du sie überliesest? Solltest du nicht oft gesehen haben, sie thaten es, und warum verlorst du den Muth es ihnen zu wehren?

Daß vieles von dem was wir itzt gesagt auf Pansalvin paßte ist nicht zu leugnen. Die Folge wird es lehren. Wir gehen unsern Schritt und sehen, wie der Fürstin Erwartungen von Feldherrn Basta befriedigt wurden.

Drittes Kapitel.

So wir unsern Ruhm von uns haben, ist er wohl viel werth.

Ehre dem Ehre gebühret, und wenn wir auch würklich dem Zweck nicht haben, unsern Fürsten der Finsterniß zu einem Engel des Lichts zu machen, so wollen wir ihm doch auch nichts von dem eigenthümlichen Guten, welches er hatte entwenden, und finsterer ihn machen, als er war.

Wer weiß auch, ob damahls schon die grossen Uebel, die nachher durch ihn zum Vorschein kamen, schon in seinem Willensvermögen lagen. Er gieng doch nicht mit der Gewißheit weg, daß er ein unsterbliches Leben habe, im Gegentheil, er wußte, wo er hin gieng, gieng es ums Leben, und an diesem Leben hieng immer der volle Innbegriff aller seiner Glückseeligkeit, in ihm webte und wärmte sich die heisse Quelle aller seiner Freuden. Kalt und todt konnte nicht er, nicht Miranda hoffen, sich wieder zu sehen, und doch trieb sie keine Nothwendigkeit sich zu trennen.

Miranda Macht war groß genug, ohne Trennung zu thun, was die Trennung bewirkte, hatte Ehrfurcht genug, jede verläumderische, jede tadelnde, jede spöttelnde Zunge im Zaum zu halten, konnte befehlen es solle so seyn.

Edel daher immer diese Aufopferung, edel von beyden Seiten, die allgemeine Stimme des Verdienstes vor sich haben zu wollen. Und so edel von Seiten des Herzens von Miranda, die den Schmerz doppelt fühlte, so preiswürdig von Seiten seiner, der mit dem völligen Vorsatz hingieng, sich auszuzeichnen, und nicht von sich sagen zu laßen, nur Schein sey dieser Entschluß gewesen.

Schön von ihm, da wo er erndtete, auch säen zu wollen, kein müßiges sondern ein geschäftiges Glied in der großen Kette zu seyn, der er itzt einverleibt wurde, schön von ihr, den auch verdienstvoll sehen zu wollen, den sie liebte.

Pansalvin erreichte den Ort seiner Bestimmung, und seine stummen und doch sehr redenden Begleiter verschaften ihm auch eine glänzende Aufnahme.

Feldherr Basta sahe ihn scharf an. Er war seiner Bemerkung bey seinem letztern Auffenthalt in der Residenz entgangen, weil zu viele seines gleichen da waren, und seine Geschäfte ihm nicht erlaubten, um Kleinigkeiten sich viel zu bekümmern, und geschahe es ja, daß er manchmahl auf Auszeichnung eines oder des andern dachte, nun so war es mehr auf die angesehen, von welchen er leichter hoffen konnte, sie würden zu ihm kommen, und bey Pansalvins Gleichen gehörte dazu noch manche Stufe.

Da er auch ohne die Hand der Fürstin noch Hände hatte, die für ihm in der Residenz arbeiteten, noch Augen, die für ihn daselbst beobachteten, so erfuhr er noch ehe Pansalvin ankam, daß er ankommen würde, erfuhr es nicht ohne Zusätze von dem was geschehen war, und von dem, was man erwartete, und glaubte nach seiner gewöhnlichen Weise, wenn ihm solche Nachrichten schon immer lieb waren, doch ehr nichts, als bis er es gewiß erfuhr.

Bey den scharfen Blicken die er auf ihn that, sahe er wenigstens gleich im Anfange so viel, daß

daß Pansalvin nicht zu den gewöhnlichen gehöre, die man ihm zu empfelen pflege, und seine Bildung, Anstand und Festigkeit machte, daß er ihn lieb gewann und ausgezeichnet ihn aufnahm, noch ehe er der Fürstin Empfehlungen geöfnet hatte, die ihm die Sache deutlicher machte.

Pansalvin fand sich ausserordentlich geehrt durch dieses Zeichen persönlichen Beyfalls, und in seinem Herzen wuchs eine Neigung gegen den Feldhern Basta auf, die hernach zu einer innigen Freundschaft gedieh, und durch einen Zufall, den der Leser zu seiner Zeit inne werden wird nur geschwächt wurde, nie aber gänzlich erlosch.

Diese Achtung des Feldherrn, den man anbetete, zog auch Pansalvin schon freundliche Gesichter zu, ehe man wußte, daß Miranda die Beschützerin des jungen Helden ganz besonders war, und dieser an sich unbedeutend scheinenden Kleinigkeit, die nur auf einen Augenblick Wirkung zu haben uns vorkömmt, dankte er doch die Unterdrückung des Neides, der wenigstens in weit größerm Maaße auf ihn gefallen seyn würde, wenn nicht diese Auszeichnung vorhergegangen wäre.

Feldherr Basta hatte kaum die Schreiben gelesen, als er schon wußte, was aus dem werden müßte, der vor ihm stand; allein Basta war zu weise, als daß er öffentlich alles hätte laut werden lassen sollen, und Pansalvin, der auch für itzt, und ehe er sich Verdienste erworben hatte, nichts weniger, als das wünschte, dankte Basta in seinem Herzen, für diesen neuen Beweiß, daß er ihm nicht entgegen sey.

Solche Männer waren es gerade, die Pansalvin auf seiner Seite haben mußte, und er war klug genug zu wissen, daß sein Schicksaal wo nicht ganz, doch wenigstens zum größten Theil in den Händen dessen stand, dem er itzt immer noch untergeordnet war, wenn er auch nicht sklavisch von ihm abhieng.

Pansalvin wunderte sich zwar, das auch in der Stille noch nichts von dem vorkam, was er von der Fürstin mitgebracht. Es gab ihm wenigstens Stoff zum Nachdenken, daß er noch nicht eine Unterredung unter vier Augen gehabt, aber es dekontenanzirte ihn auch gar nicht.

Viel-

Vielmehr wahr er sehr vergnügt, als Feldherr Basta, der am andern Morgen schon ihm seinen Platz angewiesen, von einer vorzunehmenden Expedition sprach, und als er sich ausbat, wenn seine Unwissenheit mit dem Terrain es verstattete, sie ausführen zu dürfen, sogleich diese Erlaubniß erhielt.

Basta hatte das gewollt. Er erlaubte vor dem ganzen Heere dem Neuangekommenen das erste Zeichen seiner Bravour zu geben, und Pansalvin führte die Sache äusserst glücklich, und zur größten Zufriedenheit des Feldherrn aus.

Man wollte freylich sagen, seine Begleitung habe aus lauter ausgesuchten gedienten Kriegern bestanden, aber desto mehr Ehre, wenn auch diese mit einstimmten, Pansalvin sey ihnen mit unerschrockenem Muthe vorangegangen.

Da auch Basta itzt einigermaaßen die Willensmeynung der Fürstin seinem Kriegerhaufen bekannt gemacht, so murrte man weder über das

ihm

ihm gegebne Kommando, noch über das Avancement, daß dieser Sache auf dem Fuße folgte.

Und noch hatte Pansalvin einen Vortheil errungen, der für die Zukunft wichtige Folgen hatte. Jene alten Krieger hatten ihn liebgewonnen.

Viertes Kapitel.

O! hätte Pansalvin dem gefolgt.

Feldherr Basta glaubte es itzt Zeit, nachdem er auf dreyfache Art, durch den ersten Anblick, durch die Empfehlung der Fürstin, und durch den bewiesenen Muth dem Mann hold geworden, ihn mit seiner Meynung über die Bahn bekannt zu machen, die er nunmehr zu gehen hatte.

Er bat ihn, sich ohne jemands Wissen, gegen die Nacht in sein Zelt zu verfügen denn der Tag war mit rastlosen Arbeiten überhäuft, man war eben in vollen Kriegen und Siegen begriffen, und wollte sich davon nicht zurückhalten lassen. Die Zeit, dem Schlafe gewidmet, war zwar ohndem schon kurz, doch ließ sich hiervon noch ehe etwas abbrechen, um auf andere Dinge zu denken. Auch Pansalvin spürte bald man habe nur wenig Schlaf nöthig, um die Kräfte des Körpers zu erhalten, und Basta Beyspiel wirkte in diesem, wie in vielen andern, so kräftig auf ihn, daß er hernach die Früchte einer solchen spätern Erziehung häufig einerndtete.

Wie

Wie er zum Feldherrn kam hieß ihn dieser seinen lieben herzlichen Freund, entdeckte ihm die Gründe die ihn bewogen, bisher von den Empfehlungen der Fürstin ihn nichts bemerken zu lassen, die der kluge Pansalvin zum Theil auch schon errathen hatte, und hub an mit ihm von seiner Zukunft zu reden.

Du bist mein Freund, sprach er in dem vertraulichen Tone, den er gegen jeden zu gebrauchen pflegte, der ihm nahe am Herzen lag, du bist nun einer von den seltnen Söhnen Fortunens, die sie ganz besonders auszeichnet.

Nicht weil du das Glück gehabt, der Fürstin zu gefallen, das haben viele vor dir gehabt, ich will nicht gerade sagen, daß es viele nach dir auch haben werden, allein es wird ihrer doch wenigstens geben, und das wirst du nicht verhindern, und wenn auch deine persönliche Vorzüge dich lange bey ihr erhalten sollten. Das ist also etwas, worauf du eigentlich gar nicht stolz seyn, sondern dem Schicksaal es zuschreiben sollst, von dem du es hast.

Aber dein Glück besteht eigentlich darin, daß du so frühzeitig Kenntnisse von dem erhalten kannst,

was du einst seyn wirst, daß du dich darauf vorbereiten kannst, es mit Eifer und Nutzen zu seyn, daß du die Vorzüge, die sie dir gewähren wird, andern fühlen lassen kannst.

Du wirst bey meiner Fürstin in Gnaden stehen, die des mildesten Herzens ist, die einen forschenden Geist hat, die aber, auch, wo sie einmahl ihr Vertrauen hingegeben hat, ihren forschenden Geist schlafen läßt, und mit vollem Zutrauen an dessen Wirken glaubt, den sie sich einmal anvertrauet.

Die Empfehlungen die sie dir mitgegeben hat, sind so beschaffen, daß sie mich vermuthen, sehr große Dinge sind mit dir im Werke. Du wirst ein Mann werden auf den die ganze Welt sieht, der einen großen Theil der Welt Glück oder Unglück wird geben können. Die Zeit, in der Du dieses seyn wirst, ist nicht gar lang, sie will dich schnell erhoben wissen, und bist du einmahl so weit als ich dich heben kann, so wird sie dich noch schneller steigen lassen. Man wird im Fluge kaum den Vorzügen nachdenken können, womit sie dich überschütten wird.

Die

Die Zeit deines Lernens, lieber Freund, ist also sehr kurz, und du hast sehr viel zu thun, wenn du in derselben dich mit allem bekannt machen willst, was du wissen mußt, um leidlich auf dieser Bahn fortzukommen.

Dies leidlich nehme ich in Ansehung deines Herzens, denn deine Handlungen mögen nun gut oder böse seyn, sie werden groß seyn, und du groß genannt werden.

Aber bedenke, ob es nicht schade wäre, wenn in dem Würkungskreise in welchem du bist, du nicht gut wärest, wenn deine Handlungen nicht den weit umfangenden Nutzen entsprächen, den du stiften kannst.

Zuerst von dem, wo du itzt bist, und was du itzt treibst. Der Krieg scheint dir zu gefallen. Es sind nicht blos Lorbeeren darin zu erndten, es hat auch sein angenehmes die Abwechselung, und besonders das unumschränkte Beherrschen, welches statt findet, so bald man Feldherr ist, und wie lange wird es währen, so bist du dahin gediehen. Ich herrsche hier mehr, als die Fürstin selbst dort herrschen kann Sie muß ihren Willen doch immer

chen Umständen einrichten, manchen zu rathe ziehen, und ein Einfall von ihr, ist nicht gleich ausgeführt, weil sie Zeit, Schicklichkeit, und Gegenstände in obacht nehmen muß.

Ich als Feldherr kann thun, was ich will. Jeder Einfall, den ich ausführen will, steht mir bey meiner Macht zu Gebote, und wenn ich nicht Gewissen Land und Leute zu rathe ziehen will, so kann ich tausend Leidenschaften befriedigen.

Das ist eine schöne Aussenseite. Allein traue der nicht. Sie ist bitter, würklich bitter in ihrem Innern, wenn man anders den Gefühlen der Menschen entsprechen will, die wir in uns tragen müssen.

Glaubst du, daß es reizend ist, über ein Leichenfeld weg zu gehen, welches wir besäet haben? Glaubst du das Winseln der Sterbenden sey eine angenehme Musik? Nein Pansalvin, es ist schauerhaft zu sehen, man habe das gethan, zu fühlen, man habe das thun müssen, aber es ist höllisch, zu sehen und zu fühlen, man habe es vermeiden können. In dem Fall bin ich noch nicht gewesen, hoffe auch nie dahin zu kommen. Vielmehr schone ich wo ich kann, und suche dem Tode so wenig als möglich zur

Nah-

Nahrung zu reichen. Und doch sind es so viele, leider so viele die er frißt, und wenn ich bedenke, daß jeder, der da liegt, das war was ich bin, gleiche Rechte mit mir hatte, so verstumme ich von meinen Eroberungen.

Du wirst nicht so oft in dem Fall seyn, in welchem ich bin, würgen zu müssen, aber du wirst in dem Fall seyn, über ganze Kriege befehlen zu können. Dein Ja, und Nein wird Tausenden das Leben geben oder nehmen.

Pansalvin! Um alles willen, was dir werth ist, um deiner Glückseeligkeit, um deiner Seelenruhe, um deines Gewissens willen, keinen unnöthigen Krieg! Dort wo er beschlossen wird, fühlt man nicht seine Schwere, seine drückende Last, seine Leiden, sein Todbringen, sein Tödten der Menschlichkeit, des Seelenadels, sein Verderben aller guten brüderlichen Gesinnungen. Dort ist oft ein eigensinniger Gedanke hinlänglich Menschen wie Vieh hinzuopfern.

Hier mache ich dich mit dem Elend des Krieges bekannt, und versprich mirs feyerlich in die Hand, wenn du zur Seite der Fürstin einst entschei-

scheiden kannst, wenn du zum Zorne ihre Augen funkeln, zur Fehde die Feder sie ergreifen siehst, daß du da zwischen sie und ihre Leidenschaft treten, Vorsicht ihr empfehlen, um Milde sie bitten, und wo es möglich ist, Friede von ihr heischen willst.

Der Eifer des Kriegers mußte Pansalvin rühren. Er fiel ihm um den Hals, und versprach ihm, seinen Wünschen nach zu handeln, seiner Lehren eingedenk zu seyn. Mitten im Schlachtfeld nach gewonnenen täglichen Siegen einen Feldherrn so reden zu hören, das mußte aufs Herz fallen.

Gott segne doch den Mann, der mit diesen Gesinnungen gegen seinen Feind zieht.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Die Moralen nehmen ihren weitern Verfolg.

Wir zweifeln fast nicht daran, wenn einige behaupten, dem würdigen Krieger hätten bey diesen Worten die Thränen in den Augen gestanden. Es waren dann Freudenthränen, daß er eine schöne Zukunft sahe, und diese Thränen müssen ihm in einer bessern Welt mit Seeligkeit vergolten werden, die einen besondern Stempel des Wohlgefallens des großen Schöpfers trüge.

Er erholte sich etwas von der Wonne mit welcher er gesprochen, um in eine andere überzugehen, die ihm sanftere Gefühle erregten.

„Friede! lieber Friede! — Das sprach er mit einem Ton der den Krieger ganz verleugnete, — o daß du ewig deine Fittige über die Erde breiten möchtest! O daß kein Mensch es bedürfte des Blutes anderer Menschen sich zu bedienen, um Menschenrechte zu schützen! O das sie sich in den Seelen der Menschen selbst schützten!

Zwar das sind leere Wünsche, mein Lieber, die man nur nähren kann in der Einbildung, nicht

in der Würklichkeit. Aber dennoch giebt es so viele Möglichkeiten Friede zu geben wo auch Krieg ist. Auch in diese Möglichkeiten, Pansalvin, wirst du versetzt werden. So groß wird der Umfang deines Wollens und Wirkens seyn.

Der Friede ist die segnende Ergießung der Schöpferhuld über die Welten. Von einem großen mächtigen Wesen überzeugt, hingerissen, von dem Gefühl einer künftigen Welt, kann uns nichts erfreulicher seyn, als diese segnende Ergießung zu befördern. Wer glaubt, daß unser Leben in dieser Welt Vollkommenheit für die Zukunft gebiert, der kann nicht anders, als wünschen jeden den Grad dieser Vollkommenheit erreichen zu lassen, und du schneidest ihn in der Mitte seines Weges zur Vollkommenheit ab, wenn du ihn tödtest.

Aber warum so weit in das Reich der Seele? Siehe dich um, und frage, und betrachte was der Friede bewirkt, was er für Schöpfungen macht?

Du siehest die Heiterkeit im Gesichte eines jeden. Da hüpft dir der Mensch, wo du ihn auch findest fröhlich entgegen. Er trägt die Frucht seines Fleisses in seiner Gesundheit dir entgegen,

wenn

wenn er sie auch nicht in seinem Beutel trägt. Da übersieht er seine Saat, die ihn und seine lachenden pausbäckigen Jungen um sich her für ein ganzes Jahr ernähren soll — da hörst du keine Klagen von Mangel — Mangel ist das Verderben — reich seyn — reich seyn wollen wenige.

Und da, im Frieden, ists wo du Segnungen deiner Fürstin hören wirst, und sollte es dir nicht angenehm seyn, ihr hinterbringen zu können, alles segnet dich, Miranda, anstatt, daß du sagen mußt alles seufzt, weil es nicht Friede ist, weil Krieg — o die Schilderung des Krieges geht mir so sauer ein — er hat gar zu viel verderbliches — ich mag nicht wieder darauf kommen.

Friede! Pansalvin, Friede sey deine Losung, wenn sie dir zur Seite ist, und du über den Frieden gebieten kannst. Wenn sie dich einst fragen wird: Was soll ich thun? wenn das große Loos ganzer Völker auf dem Spiele steht — dann Pansalvin, dann lisple ihr zu; Friede! Dann schildre ihr die Reize des Friedens, die ich leider mitten im Kriege erkenne, im Geiste sehe, so gern gewährte, und nicht gewähren kann.

Wenn du einst dann mich mit einem siegreichen Heere zurückrufst, gern will ich alle meine Lorberen zu deinen Füssen legen, den Palmenzweig in meine Hand nehmen und ihn selbst in die Gegenden tragen, die durch den seeligmachenden Frieden glücklich werden!

Zur Einleitung.

Nehmt immer, liebe Leser, einen Augenblick mit der Geschichte des Fürsten der Finsterniß Anstand, und hört, welch ein Auftritt unserm Herzen Wohlthat war.

Haben Sie alles vorgetragen, Präsident? —

— Alles, Ihro Durchlaucht, was nur einigen Bezug auf Dero Interesse haben kann.

— Auch nichts mehr für mein Herz? Haben mir keine friedliebende Gesinnungen in diesen betrübten Zeiten voll Krieg und Blutvergießen zu hören.

— Ey Ja, Ihro Durchlaucht, da habe ich doch etwas vergessen. Es hat blutige Köpfe ge-

setzt. Unsere wenigen haben sich auch brav gehalten. Hat zwar mancher ins Gras beissen müssen, davor aber haben auch die Feinde tüchtige Schläge gekriegt. Dreymahl mehr sind geblieben, als von den unsrigen, und wir gehen nun gerade auf sein Land los?

— Und das sagen Sie mir in einem so freudigen Tone als ob sie würklich Wohlgefallen an dem Unheil hätten, was dadurch gestiftet wird? Setzen Sie sich nun einmahl an die Stelle der Unglücklichen, auf die wir nun gerade los gehen. Sehen sie einmahl ihr Eigenthum von Feinden umgeben, alles sich geraubt, zu Bettlern sich mit Weib und Kindern herabgebracht. Ist das ein erfreulicher Gedanke?

— Nein, erfreulich ist er nicht. Allein es ist das nothwendige Uebel, wenn ich diesem nicht entgehen könnte, würde ich auch mit Gelassenheit zu ertragen wissen, was mich träfe.

— Nothwendiges Uebel! haben Sie auch bedacht, was Sie sagen. Zu der Zeit, wo man ohne erst zu unterhandeln Herdenweise in des Feindes Land einbrach, und es verwüstete, da war der Krieg

ein nothwendiges Uebel. Da galt er für Nothwehr, so wie auch itzt noch wohl hin und wieder ein Fall statt finden kann, wo er Nothwehr zu nennen wäre.

Allein unsre gemeinigliche Kriege sind keine nothwendige Uebel mehr. Sie sind Launen, nicht immer der großen Herren, sondern öfterer ihrer Minister, die den Krieg entweder für ihre Grillen, oder für ihren Beutel, oder für ihre Behandlung des Staats besser finden, und dazu rathen, oft ohne zu wissen was sie rathen. Dann kömmt es wohl, daß ein Sekretair, der schon durch tausend Intriguen seinem Posten entgegen gegangen und tausend andre in Bereitschaft hat, einem höhern Posten entgegen zu gehen, daß dieser seinen vertrauten Freunden bekennt, ich habe auch zum Kriege beygetragen, denn nimmermehr hätte unser Fürst sich in demselben nicht verwickelt, wenn unser Kriegsrath ihm nicht dazu gerathen und nimmermehr hätte der Kriegsrath nicht dazu gerathen wenn mein Cheff demselben nicht vorgestellt, es müsse so seyn, und nimmermehr hätte mein Cheff diesen Rath gegeben, und diese Vorstellung gemacht, wenn nicht durch einen Krieg offenbar unsre Kasse wieder retablirt würde.

— Wie,

— Wie, Ihro Durchlaucht, dergleichen könnte wahr seyn?

— Dergleichen ist wahr, und ein kleinerer Fürst, wie ich bin, erfährt so etwas wohl zu weilen. Sie wundern sich, ich glaubs, denn Sie sind noch so ziemlich ein ehrlicher Mann unter den Hofmännern, und so kömmt Ihnen so etwas unbegreiflich vor —

— Aber, Ihro Durchlaucht geruhen ein häßliches Ziemlich —

— Wissen Sie was, Präsident, mit dem ziemlich ehrlich wollen wir immer zufrieden seyn. Wenn wir nach der Strenge unsrer Gesetze gehen, ich glaube den größern Theil der Bauern ausgenommen, wird es wenig Menschen geben, die dem Zuchthause entgehen könnten.

Freylich wäre es da gut, wenn der Fürst durch ein Fensterchen in das Herz der Menschen sehen könnte, und lieber dem Cheff 20 und seinem Sekretair 5000 Rthlr. hingeworfen hätte, als daß jetzt — doch was geht uns das Individuelle an.

— In der That, ich erstaune über die ganz neue Gattung einen Krieg zu befördern.

— Lassen Sie das gut seyn, so ganz neu ist sie nicht. Aber ich wollte Ihnen im allgemeinen nur beweisen, daß der Krieg für uns kein nothwendiges Uebel mehr ist, seitdem wir angefangen haben, Kabinette zu errichten, und Gleichgewichte zu bestimmen. Ueber jeden Punkt wird ja vorher so deliberiret, daß es keinem Zweifel unterworfen bleiben kann, wer recht oder unrecht hat. Und wenn die Minister das nun entschieden hätten, so sollte der Unrecht behaltende gerade zu seinem Monarchen gehen, und sagen: Ew. Majestät müssen nachgeben, den sie haben unrecht. Wir brauchen warlich keine Kriege mehr.

— Man behauptet aber doch allgemein, Kriege sey zur Verminderung der Menschen, und zur bessern Circulation des Geldes nothwendig.

— Sie stellen sich aber doch auch wahrhaftig, als wenn Sie erst in die Schule gehen müßten. Wollen Sie aber gerne von mir noch einmahl hören, was Sie sicher fest überzeugt sind, hier ist es.

Wir wollen doch alle Bevölkerung. Niemand heißt seine Menschen auswandern Jedermann ruft noch welche herbey. Also Menge der Menschen

kann

kann keinen Grund geben. Berechnen sie die Erdfläche, wie viel sie Menschen ernähren kann. Berechnen sie den Hungertod wie oft er eintritt, und dagegen die Früchte der Natur, in welchem Maaße sie verschwendet werden. Laßen sie den Menschen sparsam mit den Gütern derselben umgehen, und sie werden sehen, daß er noch seiner Brüder eins so viel, als er hat, leben sehen kann.

Das Geld — leider ist das Metall zur traurigen Nothwendigkeit geworden. Aber die Circulation, lieber Schatz! In Privathänden wird es noch fester im Kriege gehalten, als im Frieden, und fürstliche Kassen! Ey, die können es doch wohl los werden, und so loß werden daß es doch wieder in ihre Kassen fließt.

Man giebts dem Landmann. Das wuchert, Sie glauben gar nicht wie. Das bringt nicht bloß Geld wieder, das bringt Lebensmittel, ohne die sie bey allem Golde nicht satt werden können. Das bringt Seegen, reichlichen Seegen, und Gewissensruhe — Aber nicht wahr, Präsident, Ihre Neuigkeit vom Kriege lag Ihnen nicht sehr am Herzen, darum vergaßen Sie sie. Ich dachte, sie

hätten

hätten mir immer ziemlich friedliebend geschienen.

— Wohl — wohl, Ihro Durchlaucht. Ich habe nie etwas anders gewünscht, als Frieden, bin unmuthig über die Begebenheiten, die uns so traurige Zukunft verkündigen. Was soll, was kann daraus werden? Nichts als Elend. Ihro Durchlaucht sind so ein menschenfreundlicher Fürst, und Ihr Wort gilt bey ihren Nachbarn warlich etwas. Wenn Sie doch so drein sprechen wollten, daß man der Menschen nicht noch mehrere auf die Schlachtbank führte, und in seinem eignen Lande nicht Noth hervorbrächte.

— Man steht in Sorgen, Präsident, einreissende Uebel —

— Die reißen in keinem Lande ein, wo Fürsten regieren, wie Sie und Ihres gleichen. Können sicher glauben, Ihro Durchlaucht, die Furcht ist unnöthig. Die Herren haben nichts zu fürchten. Ein Minister freylich, der mit seinem guten Gewissen nicht ganz aufs reine ist — der —

— Still, still! davon müssen wir nicht einmahl reden. Das sind Odiosa. Es hat jeder

Mensch

Mensch seine Schwachheiten. Aber das versprech ich feyerlich, was ich zu friedlichen Gesinnungen beytragen kann, das thue ich.

Der Herzog soll Wort gehalten haben. Möchte doch in unsern Zeiten, wo wir der edlen Fürsten auch so viel noch haben, es einem einfallen, friedliche Gesinnungen unter seine Brüder im Herrschen zu bringen, und einen traurigen Krieg zu enden, der warlich nichts gutes hervorbringen kann! Amen!

Sechstes Kapitel.

Der Feldherr hat noch manches auf dem Herzen.

Du wirst nicht auf lauter Rosenwegen gehen, mein lieber Pansalvin. Der Weg den du betritst hat Dornen. Die Dornen der ersten Größe sind deine Feinde und Neider, die dir allenthalben aufpassen werden, bis sie dich aus dem Besitz der Liebe deiner Fürstin gebracht. Diesen kannst du vorbeugen, wenn du deinem Stolz gebietest, der, ich habe das aus einigen kleinen Spuren wahrgenommen, in deinem Systeme keinen kleinen Platz einnimmt.

Wenn du hierin dich nicht überwinden solltest wenn du ihm treu bliebest so würdest du, fürchte ich, viele Ungerechtigkeiten begehen müssen. Denn du würdest oft durch diejenigen beleidigt werden, die deinem Stolze nicht frönen wollten; du würdest deine Beleidigungen rächen, und diese Rache würde, da sie nun der nemlichen Leidenschaft sich ergeben, der du dich ergeben hast, zu den Unbillig-

keiten

keiten gerechnet werden müssen, denn die Macht die du über sie üben kannst, und sie dir nicht erwiedern können, gab dir doch nur das Schicksaal und nicht dein Verdienst".

Bey diesen Aeußerungen des Feldherrn Basta soll Pansalvin ein wenig gestutzt haben. Er konnte es nie gut leiden, wenn etwas mit ihm vorgieng, wo er kein Verdienst davon haben sollte, und er hatte die Idee, er habe seinem Verdienste bloß die Gunst der Fürstin zuzuschreiben, hatte aber doch nicht das Herz dem Feldhern Basta die Gattung dieses Verdienstes bekannt zu machen, und ihn also zu überzeugen, dieses mahl habe er unrecht.

Pansalvin mußte doch wohl in sich fühlen, das Verdienst der Intrigue sey nicht das wahre, und da des Feldherrn so ganz herzliche ofne Reden ihm den Mann zeigten, der er war, so war ihm zu viel daran gelegen, den zum Freunde zu erhalten, der auch wohl ein so ofnes Wort bey der Fürstin reden, und dadurch den Eindruck, den er selbst auf sie gemacht, schwächen könne.

Er schwieg still, aber selbst sein Stillschweigen gefiel dem Feldherrn nicht ganz, weil er da die feste Wurzel des Stolzes bemerkte; doch entzog er ihm dadurch nicht seine Gunst, denn Fehler der Art, wußte Feldherr Basta nur zu gut, laßen sich nicht wie Unkraut ausreißen, oder es bleiben immer Wurzeln zurück.

„Eine andere Gattung kleinerer aber desto spitzigerer Dornen, sind die Klagen derer, über welche du herrschest. Wohl dir, wenn diese dich unverschuldet stechen, denn frey von ihren Stichen kannst du einmahl nicht bleiben. Verschuldet müßen sie deinem Gewissen zu ewigen Scorpionen werden.

Bemühe dich daher, die Rechtschaffenheit bis ins kleinste, um dich herzuverbreiten. Halte strenge darauf, daß niemanden Unrecht geschehe. Ahnde schwer, wenn es geschehen ist. Wo Vortheile deiner Fürstin den gemeinen Mann, wo sie den Armen drücken, da laß sie lieber fahren, du verschaffst ihr dafür eine unaussprechliche Liebe ihres Volks die ihr weit mehr werth ist, als das bißchen Geld, welches, wenn es ihre Schatzkam-

mer

mer auch bedarf, andre geben können, deren Augen und Wangen nicht dabey einfallen, und die ihre werdenden Nachkommen nicht den Hungertod sterben sehen.

Du wunderst dich vielleicht, daß ich dir von so vielen Dingen sage, allein du wirst viel seyn, daher mußt du viel wissen.

Geh itzt, mein Freund, für heute hast du genug. Erwäge das wohl, und findest du es dir brauchbar, frage mich mehr, ich will dir immer antworten.

Siebentes Kapitel.

Das Klettern hebt an.

Der Tag der schnell heranbrach, weckte zu Streit, zu Kampf und zu Beschwerden. Während dieser hatte Pansalvin so ziemlich vergessen, was ihm der Feldherr Basta gutes gesagt hatte, nichts aber von dem, was in seine Laufbahn taugte. Er hatte sie sich selbst groß vorgestellt, so groß aber doch nicht wie sie ihm der Feldherr Basta mahlte. Er fand, daß er, wenn sie so groß würde, noch viel zu lernen habe, und er nahm sichs auch vor, so sehr möglich, Beobachter zu seyn, aber Beobachter, um seine eigne Vortheile zu bewerkstelligen. Sein Ich war das ganze, was ihm am Herzen lag, sein Ich war sein Abgott.

Er bediente sich des Feldherrn sehr oft, um ihn um Rath zu fragen, weil dieser so viel wußte, was er zu wissen nöthig hatte, und da er nicht nur ein gelehriger Schüler, sondern auch ein Anbeter der Denkungsart des Feldherrn zu seyn schien, da dieser in ihm Willen sich zu unterrichten, und den

Unterricht gut anzuwenden, wahrnahm, so führte er ihn in viele Geheimniße, die er vielleicht jedem andern verborgen hätte, denn er glaubte einen Edelstein für die Lande und das Herz und Zutrauen seiner Fürstin aus ihm zu ziehen. Der Zögling hörte denn auch wieder manche Moral davor von ihm an, die er zu einem Ohre ein, und zum andern herausgehen ließ, und selbst von diesen Moralen warf er das Gute weg, und saugte den Gift, den er durch Verkehrung des guten Saftes hervorbringen wußte, in vollen Zügen in sich. Er ward dadurch scheinheilig, eine Eigenschaft, die ihm sehr gute Dienste in der Folge leistete.

Außerdem war er brav, und bey jeder Gelegenheit zeichnete er sich aus. Der Feldherr gab ihm auch jede Gelegenheit dazu, und da man immer Danksagungen bekam, wenn man ihn wieder um einen Pas weiter gebracht, da diejenigen denen er itzt so oft vorgezogen wurde, nun wußten, daß ihre Plätze nur auf kurze Momente ihnen entzogen würden, so fand auch kein weiteres Murren darüber statt. Wie bald so war er aus ihrer

Sphäre entrückt, und mochten die dann sich grämen, wo es keinen weitern Platz zum Fortrücken gab.

Freylich mußte eine so schnelle Erhebung immer mit Ursachen und Gründen verbunden seyn, und die, welche dafür in die Residenz geschickt wurden, waren auch so wichtig eingekleidet, daß jedermann eingestand, der Feldherr Basta habe sehr recht einen so braven verdienstvollen Krieger auch allen andern vorzuziehen. Alle wußten nun herzlich wohl, daß das auf Rechnung der Fürstin geschahe, und warens so gewohnt, ihre Lieblinge an der Stufenleiter zu sehen, daß es aufs ganze wenig Sensation machte, indessen gewann Pansalvin dadurch viel in der allgemeinen Achtung, daß doch Privatberichte seine Tapferkeit und seine fortdauernde Anstrengung bestätigten, und man ihm nicht ganz das Verdienst absprechen konnte, was bey manchen seiner Vorgänger bis auf den Gedanken gemangelt hatte.

Auswärts, wo man von den Konnexionen nichts wußte, die hierbey ins Spiel traten, bekam Pansalvin einen Namen und einen Ruhm der

alles

alles übertraf, er heiß nur der Held seiner Weltgegend. Keine Relation kam von daher, er prangete darinn, die Anbeter kriegerischer Talente staunten, und die von politischen eine Uebersicht hatten, wähnten bey den Kräften seiner Fürstin einen Welteroberer in ihm zu sehen.

Er ward schon ein Muster seiner Zeit genannt, er ward den Kriegern, als ein Beyspiel vorgestellt. Seine Thaten reichten ans unzählige, wenigstens ans unglaubliche. Und doch waren viele, sehr viele davon wahr, wann schon Feldherr Basta manchmahl etwas, was er selbst gethan, auf die Rechnung des Lieblings schob, und dem Stolz, gut gelungne Operationspläne als sein Werk bekannt zu machen, entsagte, um ihm dieses Verdienst auch zu seiner Bravour noch hinzuzufügen.

So kam er bald auf die Stufen wo das was er bisher sollte gethan haben wirklich geschehen mußte, und da er auch hier die Probe bestand, da Basta, der durch manche Beschwerlichkeiten den Weg hatte gehen müßen, den jener so federleicht vorwärts rückte, einzusehen anfieng, es sey sehr leicht ein Feldherr zu werden, und sich in sich selbst etwas darüber

bekümmerte, konnte kein Schritt mehr sein Wachsthum hemmen, er war der nächste an Basta.

Jtzt hatte dieser weiter nichts zu thun, als seiner Fürstin zu schreiben, was Pansalvin bey ihm werden könne, sey er nunmehr geworden, und er könnte nichts mehr mit ihm vornehmen, als, wenn Ihro Durchlaucht es befôhlen, ihm seine eigne Stelle übergeben, und in die Residenz selbst zurückkehren.

Die Fürstin hätte vielleicht den Gedanken für Ernst genommen, wenn sie eine andre gewesen wäre, als die sie war, und wenn sie den Feldherrn Basta weniger geliebt hätte, und weniger Verbindlichkeiten ihm schuldig gewesen wäre.

So aber ließ sie es dabey bewenden, daß sie Pansalvins Zurückkunft verlangte.

Achtes Kapitel.

Zwischenakte gab es aber auch.

Die Zeit, die wir unserm Leser im vorigen Kapitel aufgetischt haben, war etwas lang, und wir können nicht umhin zu gestehen, daß sie Zwischenakte hatte, die wir um der Wahrheit treu zu bleiben, nachholen müssen.

Es würde auch schwer zu glauben werden, daß eine Liebe so heiß und feuerreich, wie die der Fürstin und Pansalvin war, eine solche Trennung, so gefahrvolle Trennung in kalter Gleichgültigkeit und ohne sich dabey zu erholen, geduldet haben sollte.

Nicht selten hatte es in dem Raume des Steigens Gelegenheiten gegeben, wo Feldherr Basta Dinge an seine Fürstin zu berichten hatte, die ein vertrauter Mund ihr entdecken mußte, die keinem Papiere sich mittheilen ließen, und wer — wer hätte wohl angenehmer sie ihr berichten können, als Pansalvin? Aus wessen Munde hätte sie wohl lieber Sieg und Ehre vernommen, als aus dem seinigen?

Und bey diesen Gesandschaften genoß Pansalvin der Sohn des Glücks doppelte Freuden, der Ehre und der Liebe. Freylich war die Ehre noch nicht auf dem Gipfel, wo er sie wünschte, oder immer begegneten ihm doch Dinge, die er noch nicht erfahren hatte, immer wurde doch seinem innern Gefühlen geschmeichelt.

Und wie lohnte ihm itzt die Liebe! O Pansalvin! Wenn du in den Schritten der Liebe dir immer so gleich geblieben wärest, immer so aufklimmender sie fortgeschritten hättest, wie du nach denen der Ehre strebtest, wenn keine Dankbarkeit sich in dem Grade vermehret hätte, wie dein Stolz es that, dann wärest du vielleicht nicht das — nicht ein Sohn der Finsterniß — und ein Erbe ihrer Eigenschaften geworden.

Hätte die Fürstin vielleicht mit mindern Schritten dich beglückt, wäre sie mit Liebe und Lohn sparsamer gewesen, als sie es war, vielleicht hätte sie dich von deinem Wege zum Verderben abgehalten, oder wenigstens langsamer das Böse befördert, und die Menge, die du begiengest, gemindert!

Aber in ihre ofne Arme empfieng sie dich jedes mahl, wenn du erschienest, die ganze Fülle der Sehnsucht nach dir, gab sie dir blos, gab sie dir zu kosten, die Vollkommenheit, nach welcher sie dich hätte schmachten lassen sollen, reichte dir den Wonnetrank, der dich trunken machte, in zu reichlichem Maße, und übermüthig wagtest du es, dich zu sehen über sie.

Die Zukunft, schwärzer als die Gegenwart mag dann dem Gesichtspunkt ein wenig entfernt liegen, und diese die Heiterkeit mahlen die sie belebte.

Als einen mild von Seegen der Liebe beschenkten Sohn derselben, hatte Panfalvin seine Fürstin ja verlassen, als einen solchen hatte er sich ihr zum erstenmahle wiedergezeigt, als einen solchen hatte sie ihn oft wieder begehrt, und nie war er ihr minder es erschienen. Was Wunder, daß ihr Entzücken sich vermehrte so oft sie ihn sahe, daß jeder seiner Wünsche, mochte er noch so ausschweifend seyn, ihr nicht unerfüllbar schien, daß sie mit einem Ehrenzeichen nach dem andern ihn be-

gna-

gnadigte, so daß bald nichts mehr zu verschenken ihr übrig war.

Aber das köstlichste was er ihr genommen hatte, war ihre Freyheit. Diese hatte sie nicht mehr. Wenn Pansalvin zu ihr kam, dann frug sie ihn, was er wolle, nicht er sie; dann entdeckte sie ihm, was sie in den Angelegenheiten ihres Staats zu denken und zu beschließen gewagt, und wenn er zeigte, er sey nicht damit zu frieden, dann wich sie von ihren Grundsätzen, ließ sich die seinigen mittheilen und handelte nach ihnen.

Wenn der süsse Zauber der Liebe sie hingerissen hatte, und Pansalvin sie nun ganz verloren in Leidenschaft sahe, dann wagte er es wohl, Vorschläge zu thun, die große wichtige Dinge ändern sollten, und sie änderten sich. Oft, sehr oft, geschahe, was er selbst nicht gewagt hatte zu glauben, was er nur als einen gewagten Schritt vorzubringen sich unterstanden, worüber er mit einer Leichtigkeit hinweggeschlüpft war, daß bey reiferem Nachdenken sie sich doch hätte sagen müssen:

Das

Das war nur so ein Einfall. Ernst kann es nicht gewesen seyn!

Und wider sein Erwarten geschahe es. Und da das geschahe, sollte er nicht zu mehreren erweckt werden? Ließ sichs wohl denken daß seine so leicht wirkende Worte nicht in Dringen auf mehreres übergegangen wären?

Aber Pansalvin liebte sie ja so unaussprechlich! Seine Worte hatten eine Ueberredungskraft, die keiner Gründe bedurften. Er schien ihr der weiseste der vortreflichste zu seyn. Auch des Feldherrn Basta Zeugnis sprach ja so sehr für ihn. Er hatte ihn immer gelobt, immer von seinen Fortschritten gesprochen, bis in der letzten Zeit, wo einige Zweifel emporzukommen schienen.

Das konnten ja nur kleine Anfälle von Eifersucht seyn. Sagte dann Pansalvin je etwas, wobey er nicht das beste des Ganzen auf der Zunge hatte? War je etwas in seinem Benehmen was Schaden anderer verrieth? Er wollte je niemanden gestürzt wissen, nur die Stellen zum allgemeinen besten besetzt. Das war ja ihre Pflicht. Wenn sie dergleichen, was er ihr gerathen, ausgeführt,

geführt, o wie war er dann freudig, wie lobte er ihren Eifer für ihre Staaten, wie glücklich pries er ihr Volk! Das war ja also nicht sein — nur ihr Vortheil!

Und wie doppelt groß war dann seine Zärtlichkeit für sie! Und diese Zärtlichkeit gehört ja nicht zum Herrschen. Sie war willkührlich, sie gehörte zum Menschen. O! Miranda fühlte, daß Herrscher auch belohnt werden könnten

Und sie sollte diesen Lohn nicht verdienen? Sie seine Zärtlichkeit haben, ohne sie damit zu erwiedern, daß sie seinen guten Rathschlägen folgte?

Pansalvin wußte es der Fürstin als ein Glück für sich vorzumahlen, wenn sie beyde in enger Vereinigung daran arbeiteten, jedes Gute auszudehnen, wenn sie gemeinschaftlich die großen Staaten zu Wohnsitzen menschlicher Vollkommenheiten machten.

Da fiel er ihr zu Füssen, da küßte er dankbar ihre Hände, daß sie ihn in eine Sphäre erhoben, hierzu beytragen zu können, da flammte

seine

seine Glut empor zu ihren Lippen. O beneiden mußte ihn der überirdische Zuschauer.

Und sie selbst sahe ein, bald müsse sie den Mann der mit solchem Eifer ihrer Staaten Wohl zum Augenmerk hatte, an einen Platz führen, wo er seyn könnte, was er so gern seyn wollte.

Daher seine schnellere Zurückberufung, als sie sich erst gedacht. Briefe waren ihr schon in vielen Fällen zu weitläuftig, um seine Meynung zu vernehmen, viele Dinge ließen sich nicht aufschieben, biß sie ihn darum befragt, und doch schien ihr das so nothwendig, so unumgänglich, daß sie schon alles schlecht glaubte, worüber sie ihn nicht befragt hatte.

Nun kam des Feldherrn Basta Erinnerung und entschieden war der unseelige Entschluß, nie mehr sich von Pansalvin zu trennen.

Neuntes Kapitel.

Die Menschen ausser ihnen beyden lebten auch noch.

Daß man nach verschiedenen Erscheinungen Pansalvins von allen Seiten das Rätzel lößte, welches wir vorher gehört haben, und einigen einleuchtend war, daß Pansalvins Bestimmung kein Geheimniß mehr war, daß Groß und Klein in der Residenz es wußten, wie stark die Neigung der Fürstin nach Pansalvin hienge, daß man auswärts Nachrichten darüber hatte, und es sich als eine kleine Staatsveränderung erzählte, die bey einer großen Fürstin vorgegangen, das war alles so natürlich auf einander folgend, daß wir den Leser darüber keine weitere Auskunft geben würden, wenn nicht mancher noch sich in Verwickelung gefunden hätte, die uns einen etwas schärfern Blick erlaubt.

Graf Körwitt, der die Dame Spadille und dem Freyherrn Ponto, nicht ganz mit unrecht als diejenigen angesehn hatte, die das Werk nicht zu stande gebracht, behielt dennoch in der Ent-

Entfernung ihre Korrespondenz bey, als bediente er sich ihrer in der Folge, da er in der Residenz war, um verschiedene Dinge zu erfahren, die er nach dieser Veränderung von der Fürstin nicht wohl erfahren konnte.

Denn Spadille stand immer noch in geheimen gutem Ansehen. Sie war nun au fait, daß Pansalvin, dem wir schon manchen hohen Titel beylegen könnten, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, bis er zum Fürsten gediehen, ihn mit seinem bloßen Nahmen zu benennen, der begünstigte Liebhaber der Fürstin sey, und Freyherr Ponto war so sehr davon überzeuet, daß er sich dreymal so tief als ehedem bückte, und würklich auch dreymal so hoch in der Gnade des Fürsten stieg.

Graf Körwit hatte den Nebenbuhler gar nicht ungern wachsen sehen. Dies beförderte seinen Plan, er drang in die Fürstin, da sie schon so viel mahl anders gewählt, und nun auch für ihr Herz gewählt zu haben scheine, ihn auch einmahl wählen zu lassen; wieder die Erwartung aller Welt wurde seine Wahl bestätigt, denn Pansalvin

war darüber zu rathe gezogen worden, und hatte sich einen Freund zu erwerben gewußt, den er als Feind immer hätte fürchten müssen.

Es ist wahrscheinlich, daß Graf Körwit erfahren, wie vielen Antheil Pansalvin an seiner Zufriedenheit hatte, und er blieb ihm deswegen auf immer gewogen, besonders da er ihn in seinem Zirkel, und in allem, worüber er die Aufsicht hatte, ganz zufrieden ließ, welches freylich Dinge waren, warum Pansalvin sich nicht viel bekümmerte, und die nicht in seinen Plan einfließen sollten, und Graf Körwit hatte auch kaum erreicht, warum es ihm eigentlich zu thun war, als er sich von allen Intriguen des Hofes zurückzog, und ein stilles Leben im Schooße häuslicher Freuden genießen wollte.

Desto furchtbarer aber ward Pansalvin fast mit jedem Tage dem Fürsten Karodo, der nun einmahl das Ruder des Staats führte, und wohl bemerkte, daß ihm zuweilen ehe er sichs versahe etwas in den Weg gelegt wurde, welches ihm eine ganz andre Bahn gehen hies, als die er gehen wollte.

Wenn

Wenn er seiner Fürstin nach seiner Gewohnheit eine Sache vorgetragen, und die Gründe für und wider dieselbe angegeben, so traf es sonst sehr selten, daß sie nicht der Meynung gewesen, die er eigentlich als die beste im Hinterhalte hatte, noch viel seltener aber, daß sie ihm nicht gleich die ihrige mitgetheilt hätte. Ihr bewundernswürdiger Scharfsinn, der schnelle Blick, womit sie eine Sache durchschauete, und ihre völlig reife Urtheilskraft, machte ihm den Gang der Geschäfte so leicht, daß man sich wundern mußte, wie dieses Kabinet vor allen andern resolut in allen seinen Unterhandlungen war, und die Staatsgeschäfte wie an einem Schnürchen, den Weg vorwärts liefen.

Itzt mußte Fürst Karodò sehr oft warten, noch öfterer trafen ihre Meynungen mit den seinigen nicht überein, und nicht selten wurde eine einmahl abgemachte Sache widerrufen, und durch einen Machtspruch dem Einhalt gethan, was selbst schon in Gang gekommen war.

Das mußte Vorstellungen von Seiten des Fürsten nach sich ziehen, die Vorwürfen sehr ähnlich

sahen, und deren Richtigkeit die Fürstin nicht allemahl ableugnen konnte. Das vermehrte den heisen Wunsch, Pansalvin immer um sich zu haben, um diesen Vorwürfen nicht länger ausgesetzt zu seyn, und nicht mit Recht sich mit zweydeutigen Augen betrachten zu laßen.

Aber Fürst Karodò merkte auch wohl, woher diese Veränderlichkeit kam, und wünschte in seiner Seele die Liebe manchmahl zu allen Teufeln, weil sie ihm sogar in den Weg kommen, und einem ganzen Staate verderblich werden könnte.

Er that immer der Fürsten unrecht. Die Liebe war es nicht, es war erwachsenes Zutrauen, und Ueberzeugung, dieser wiße es besser als jener. Und wenn dieses Zutrauen einmahl bey ihr überhand genommen hatte, wer konnte dafür, und wußte Fürst Karodò denn so gewiß, daß sie unrecht hatte, und daß er in allen Fällen mehr galt, und den Staat besser zu regieren wußte, als Pansalvin?

Freylich war er länger dabey gewesen, was that das aber zur Sache?

Er freuete sich wie er hörte, daß er nun für immer in die Residenz käme, denn wenigstens durfte er nicht fürchten durch Korrespondenz in seinen Arbeiten aufgehalten zu werden, und er nahm sich fest vor, wo er Recht zu haben glaubte, doch immer sein Recht behaupten zu wollen.

Baronet Pikas! Ja wer dachte noch an Baronet Pikas? Der war vergessen, denn er war entfernt, und wenn er nicht bedauert hätte, aus der Sphäre in welche er so unschuldig gekommen war, auch so unschuldig wieder herausgerissen zu werden, er hätte sehr glücklich seyn können. So aber trauerte seine Seele des gehabten und verlohrnen Glücks wegen, und er konnte sich kaum fassen. Vielleicht giebt sich das mit der Zeit, da er tausend Menschen beherrscht, die ihn lieben, weil er gut ist, und sie aus den wuchernden Händen der Pachter befreyet, die sie bisher bis aufs Blut aussogen.

Zehntes Kapitel.

Abschied und Ankunft.

Feldherr Basta verkündigte Pansalvin seine Abreise in die Residenz, die dieser schon wußte, nicht ohne inneres Trauren. Er hatte in dem fernern Laufe seines Umgangs mit einem Manne, der aus seinem Zöglinge sein würklicher Freund geworden, denn in den wichtigsten Dingen verstellte sich Pansalvin, doch noch immer nicht allein bemerkt, daß sein Stolz ohne Grenzen, sondern er hatte auch eine Neigung zur Rachgier bemerkt, die ihm noch viel unangenehmer war, und die besonders verhinderte, daß er verschiedene Dinge, die er ihm gern gesagt hätte, nun ihm nicht entdecken konnte. Hätte er Pansalvin den Spiegel einiger seiner Handlungen vorhalten können, hätte er ihm die Folgen derselben so recht lebhaft vor die Augen gebracht, hätte er ihm zeigen können, daß das noch schlimmre Möglichkeiten bringen könnte, so hätte er mit dem biedern ofnen Geständniße vielleicht etwas über ihn ververmocht. So aber verbot ihm die Gefahr, die

andere

andere dadurch liefen, etwas zu reden, denn der Betrofne hätte gewiß sogleich gemerkt, von wem diese Nachrichten kämen, und würde nicht ermangelt haben, den Urheber derselben zu stürzen, und dies war ein zu wichtiges Subjekt, um es ihm zu opfern.

Er begnügte sich also damit, ihm nochmahls zu sagen, daß er einer großen Rolle entgegen gienge, daß er sich oft dessen erinnern möge, daß er es ihm vorhergesagt, daß aber auch, wenn noch einige Liebe für ihn in seiner Brust statt fände, er bedenken möge, daß er es gewesen, der ihn gewarnet, sich immer aus dieser Rolle zu betrachten, und nach dem andre Menschen zu beurtheilen.

„Bedenke, sagte er, daß du niemands mehr bedarfst, daß es aber nun eine Menge Menschen giebt, die deiner bedürfen, und die es verlangen können, daß du ihnen beystehst.

„Sie sind nicht für dich, du bist für sie da. Liebe alle Unterthanen deiner Fürstin, laß es niemand fühlen, daß du am nächsten am Throne stehst. Ehre die, die dir in den Geschäften vorgear-

beitet haben! Liebe die, welche noch darinn arbeiten! Schätze die, welche du nicht entbehren kannst, damit du auch von ihnen hochgeachtet werdest.

„Sey mein Freund! Glaube nicht, daß es Sucht zu meistern ist, daß ich so rede. Es ist Liebe fürs ganze und Neigung für dich. Wenn ich einmahl hinkomme, so laß mich dich so sehen, daß ich mich deiner freuen und brüderlich dich umarmen kann.“

Pansalvin nahm warmen zärtlichen Abschied — Nie hatte er eine falsche Seite an diesem Manne entdeckt, immer war er gegen ihn zuthätig gewesen. Er war frey von Neide. Er glaubte auch nicht, daß in dieser Ermahnung Vorwurf läge, er hörte sie sogar nicht ohne Rührung, o! hätte er sie doch befolgt!

Basta war einen ganzen Tag nachdenkend, da er fort war, man schrieb das auf Rechnung ihrer Freundschaft, aber es war Zagen für die Zukunft. Seine Heiterkeit fand sich indessen früher wieder, als sie bey verschiedenen vom Herre erschien. Pansalvin war von allen geliebt, und man

verlor

verlor ungern den guten Gefährten in Strapazen und Gefahr.

Ausgerüstet schon mit dem Besitze so verschiedener Eigenschaften, auf einer Seite Liebe im Heere, auf der andern Bücken von so verschiedenen Seiten, kriechende Erniedrigung gegen ihn hier, dort Anhänglichkeit fester aber milder Art, der völligen Liebe seiner Fürstin versichert, im geraubten Besitze ihres ganzen Zutrauens, von einem Nebenbuhler befreyt, dessen immerwährenden Einfluß er noch befürchtet hatte, schon herrschend mit einem fast uneingeschränkten Willen in so vielen Staatsfächern, kam er in die Residenz, wo man ihn mit Sehnsucht erwartete.

Die Liebe deren Macht er zu verbreiten gewußt, wie sie vielleicht noch nicht benutzt worden war, bewürkte sie bey der Fürstin, der Wunsch nach Ruhe in den Kabinetten, der Ruf der von ihm so groß geworden bey den Fremden, der Geitz auf Feste bey den Großen, die Achtung gegen ihn bey den dortigen Kriegern, Neugierde beym Mittelstande, und Schwärmsucht beym Pöbel.

So erschien er mit einer Art von Pomp empfangen, in seinem Herzen die Begierde sich bald an der Spitze zu sehen. Vergessen war alles, was Feldherr Basta ihm gesagt; sein Spiegel hiel ihm nur die zu hoffende Größe vor. Sie zu befördern sollte ihm kein Mittel zu klein, keines zu groß seyn, nie die Wahl schwer werden, er wollte sie alle ergreifen.

Graf Körwit hatte sich mit seiner geliebten Treffier verbunden. Sein Glück schien gegründet. Obgleich mit dem Willen der Fürstin geschehen, wußte es doch einige kleine Aenderungen nach sich ziehen. Die Wohnung die er zunächst dem Pallaste der Fürstin gehabt hatte, wurde verlaßen, der Auffenthalt auf den Herrschaften gewählt. Ohne Empfindlichkeit hatte die Fürstin doch nicht in die Verlaßung ihres Grundsatzes eingewilligt. Itzt bezog Pansalvin diesen Ort. Nun war er seiner Fürstin so nahe, wie man ihr seyn konnte.

Die Wünsche aller die mit Sehnsucht auf ihn gehofft hatten, wurden erfüllt. Keiner blieb unbefriedigt. Es war eine Zeit, die der paradiesi-

schen glich. Feste folgten auf Feste. Die Freuden der Liebe wurden mit denen der Gesellschaft gewürzt. Die ganze Residenz war gleichsam im Taumel. Pansalvin Thaten gaben genugsamen Vorwand. Die Decence wurde nicht verletzt, die Delikatesse nicht beleidigt.

Gesucht hatte der Gegenstand aller dieser Freuden auch sich bey allen beliebt zu machen, und da man sich genugsam bückte, war er auch freundlich genug. Sein Air gefiel so ganz, wenn schon es an den unerträglichsten Stolz grenzte. Noch gab es keine Klagende, die es verdächtig machten, noch keine Widersacher, die es untergraben wollten.

Pansalvin verlohr sich nicht im Taumel. Er benutzte ihn vielmehr. Mit seiner Geliebten fast immer in Gemeinschaft wußte er sich immer interessanter zu machen. Der Gang aller Geschäfte gieng lebhafter, aber in allen Geschäften bemerkte man schon ihn. Bald aber sahe man ihn würklich. Er war Cheff von diesen und jenen, ehe man es einmahl recht wußte. Man sahe die schnell aufgewachsene Frucht ihre Zweige über

alles

alles verbreiten. Sie beschattete es, man merkte aber mit zu vielem Schatten.

Helle Sonnenstrahlen wurden verdrängt. Lichter zogen sich zurück. Sein Despotismus fieng an zum Blühen zu gedeyhen. Noch immer war die Liebe blind. Blindes Befolgen seiner Wünsche krönte nun erst seinen Dünkel. Immer noch wurde das nicht da bemerkt wo es hätte bemerkt werden sollen.

Er wußte allem den besten Anstrich zu geben. Man hielt die Widersacher, die sich hart stemmten für Neider, ihre öftere Weigerung für Eigensinn. Hin und wieder gab er selbst einmahl nach, aber dann fühlte man desto schwerer bey einer andern Gelegenheit seine Hand. Vieles war anders als vorher, und die Fürstin, wenn man ihr sagte, es sey vorher anders gewesen, glaubte würklich sich geirret zu haben, verwarf selbst mitunter Dinge, die sie ehedem verordnet und gutgeheißen, und die merkten, sie wolle das lieber, schweigen.

Der

Der Fürst der Finsterniß.

Viertes Zehend.

Auch von aussen müßen Stufen zur Leiter gebracht werden.

Erstes Kapitel.

Beleuchtung der Residenz.

Es gab eine Behauptung, die wir jedoch nicht mit historischer Gewißheit nachreden können, daß am Abend des Tages an dem Pansalvin in die Residenz kam, diese ganz beleuchtet gewesen wäre, und daß man da vieles habe sehen können, was noch nicht zu sehen gewesen. Indessen, wenn die welche es für wahr halten, auch würklich eine Unwahrheit gesagt haben, so ist uns doch von der Beleuchtung ein Dokument übrig geblieben, welches wir unsern Leser nicht entziehen können.

Die Residenz der Fürstin Miranda ist eine von den seltnen Städten, die in kurzer Zeit zu einem

einem großen Wachsthum gekommen, in welcher nicht nach und nach wie bey andern großen Städten Schönheit und Pracht sich eingefunden, sondern sich gleichsam aus einem Nichts erhoben.

Hier fand man dieses Gleichniß im strengsten Verstande, denn so gut wie Nichts war die Stelle aus welcher die Pracht selbst hervorschritt. Unbrauchbar für jederman, unbemerkt von jedermann sahe sie das Auge eines scharfen Sehers, und beschloß, sey es aus Gründen die dem Platze angemessen waren, wie man wohl welche angeben kann, oder sey es um Größe in einem solchen Kontraste darzustellen, und auf die Ewigkeit zu bringen — beschloß hier sollte eine kleine Welt erwachsen.

Und sie erwuchs. Sie steht da unter ihren Schwestern keiner etwas nachgebend an Pracht und Großheit — keiner, und vor allen dem Vorzug habend, daß, wozu große Zeitraume gehörten, sie kaum Zeit bedurfte, und M i r a n d a war größtentheils die Schöpferinn von dem allen. Sie machte vollkommen, was N a d i r angefangen, so wie sie in so vieles, war er angefangen, Vollkommenheit brachte.

Ver-

Verdienst dem Verdienste, sie war eine der grösten Fürstinnen ihrer Zeit.

Der ungeheure Umfang dieser Residenz faßte würklich eine kleine Welt in sich. Wimmelnd von Einwohnern war kein Plätzchen in derselben unbesetzt, wimmelnd von Fremden, die theils kamen ihre Pracht zu beschauen, theils unter Miranda Schutz, Nahrung und Fortkommen zu suchen, könnte man keinen Welttheil vermissen.

Und bey aller dieser Größe, und bey aller dieser Pracht war noch ein Geschenk in ihr, was man in andern großen Städten vergebens sucht, herrschte noch in ihr das Gefühl der einfachen Natur, herrschten noch in ihr Unschuld und gute Sitten.

Ja, lieber Leser, trotz dem Verderbnisse des Hofes, trotz den Lastern, die die Vornehmen, wie aller Orten angesteckt, trotz den von allen Orten der Welt her dahin geführten Uebeln, fandest du hier noch bey den Armen and im Mittelstande Tugenden, fandest viel reine unverdorbne Sitten fandest treue Ehen, fandest unverführte Kinder.

Der Seegen der Natur mußte noch mehr und wirksamer über das Klima schweben. O! wir kennen eine Stadt auch eine Schwester dieser, wo unnatürliche Laster herrschen, die man hier kaum den Namen nach kennt, oder höchstens in der Stille übt, weil man geschändet würde, wenn man laut davon spräche — Man überschreitet die Grenzen bürgerlicher Gesetze in den Trieben der Natur, aber nicht die der Natur. Schon eine große Glückseeligkeit, wo diese noch herrscht.

Aber man findet in dieser kleinen Welt noch mehr. Man findet noch viele wahre echte Gottesverehrung, man findet noch viel fromme Menschen.

O Frömmigkeit, edle Gefährtin der Menschheit! Du wirst dich nie von ihr trennen, nie sie zum Raube werden laßen, der unbändigen Gottlosigkeit, die mit Füßen tritt, was ihre Lüste stört, und lästert, was doch ein innerlicher Richter früh oderspät sie fühlen lehrt — wider ihren Willen fühlen lehrt.

Unrecht hätten wir, wenn wir behaupten wollten, die Großen dieser Stadt wären frey von

allen

allen Leidenschaften; Nein! sie haben ihrer wie an andern Orten, allein bey weiten nicht in dem Maaße. So kannst du den Stolz dort vielfältig vermissen, und mir sagen dirs im Vertrauen, der Stolz des Fürsten der Finsterniß, von dem du in der Folge merkwürdige Beyspiele sehen wirst, war eigentlich hier etwas unerhörtes, und selbst viele Große schämten sich seiner in ihre Seele.

Und darum wird er auch lange als unerträgliches Beyspiel desselben aufgestellt werden. Allein sonst fandest du viel Milde gegen den Niedern selbst unter den Größten, o schöne schöne Gefühle der Menschheit, die sie nicht gern von sich trennen, Gastfreyheit für jeden, der sich nur mit Anstand ihnen nahete, ofnes Herz und Arme für den, der ihr Freund seyn konnte, und ofne Börse für die Dürftigkeit. Welche Residenz vermag das von den Größten ihrer Einwohner zu sagen?

Und auch unter ihnen, so viel von ihrem Verderbniße gesagt wird, auch unter ihnen herrscht lange nicht die Größe der despotischen Tyranney über ihre mindern Mitmenschen, denn von ei-

nem Tyrannen, von dem Fürstin der Finsterniß ist deswegen nicht auf alle zu schließen, auch würde man, wenn man die Runde in der Residenz gienge, wenige finden die mit diesem seinen Betragen zufrieden wären, und ihn darüber lobpriesen.

Im Gegentheil, so unterdrückt der ganz arme Theil in Residenzen sonst gewöhnlich ist, so wenig läßt es sich hier behaupten. Der Künstler und der geschickte Handwerker sind geachtet, auch findet man wenig wahre Armuth. Warum? Der Große läßt aufgehen, und so umlaufen die Bedürfniße zu gleich mit dem Gelde alle Stände, an jedem bleibt haften, was er bedarf. Der Hof sperrt sich nicht ein, um Schätze zu sammlen, und in Kästen zu häufen, sondern er legt sie bey seinen Unterthanen auf Wucher, um in ihrer Treue und Ergebenheit einst reichlich wieder zu ärndten. Denn was der Unterthan hat, ist, wenn er seinen Landesherrn liebt, bey ihm zu dessen Bedürfnissen weit sichrer aufgehoben, als in der Schatzkammer, wo der Ueberfall es doch rauben kann.

Doch dies gehört nicht ganz zu Beleuchtung der Residenz.

Es läßt sich aus allem zusammen genommen der Schluß machen, daß sie größtentheils eine gute Art von Menschheit in sich faßt. Das Gefühl ihrer Einwohner läßt sie des Lebens Freuden so reich genießen, als sie es vermögen, ohne daß sie dabey zu egoistisch wären, und nicht andern auch etwas zufließen ließen. Jedes Gute worauf man sie aufmerksam macht, ist ihnen willkommen. Viel zu ihrer Bildung haben freylich Fremde beygetragen.

Man hat sehr unrecht, wenn man glaubt, die Fremden die hieher giengen, um ihr Glück zu suchen, hätten zur Klaße der unnützen Menschen gehört. Nein, sie waren größtentheils Gute liebe Menschen, die in ihrem Lande von der Schikane gedrückt wurden, Zuflucht für Unglück suchten, und durch das gefundne Glück die besten Menschen wurden, und andre mit besserten, weil sie von ihnen geliebt wurden.

Diese Liebe gegen das Gute erstreckt sich hier vom Größten bis zum gemeinsten, und sie ist bey weitem die Decke für alle übrige Fehler. Seegen komme über die Stadt und ihre Einwohner! Kein Verläumder wage es seinen Zahn an sie zu wagen, und der sie feindlich bedrohet, wende sich von ihr, und laße sie in der Ruhe, in der ihre einzelnen Glieder zum allgemeinen Besten wirken.

Zweytes Kapitel.

Pansalvin legt sich auf Varianten.

Wir haben aus der Art, wie Pansalvin seine Liebe zur Fürstin durchgeführt, und sich zum Besitz ihres Vertrauens zu verhelfen gewußt, gesehen, wes Geistes Kind er in Intriguen war, und so betrieb er maches, was er nach seinem Willen gemacht wißen wollte. Auseinandergesetzte Erzählungen davon würden Wiederholungen seyn, und unser Werkchen übertrieben vergrößern Wir bleiben daher bey den Hauptzügen seines übrigen Lebens stehen, und betrachten die Wege die er zu manchem wählte, jenem gleichförmig.

Wir haben im vorigen Kapitel erwähnt, daß die Fürstin Miranda nicht unter die Regenten gehörte, die Schätze sammleten, nicht weil sie es nicht gekonnt hätte, ihre geheimen und keinem Menschen damahliger Zeiten offen liegenden Revenüen hätten es wohl erlaubt, allein sie und ihre bisherige Gehülfen in der Regierung hatten den Grundsatz, diese Schätze könnten mehr Nutzen bringen, wenn sie ihrer Unterthanen Fleiß beförderten, und

von da wieder zu ihr kämen, als wenn sie todt die Kaßen füllten, und nur zum Anschauen bereit lägen.

Es giebt, das leugnen wir gar nicht, es giebt politische Verhältniße, wo dieses ein Grundsatz seyn müßte, wo die Erforderniße in der Noth es verlangten, mit solchen Mitteln trotzen zu können, wenn man es nicht mit der übrigen Beschaffenheit des Landes konnte, da dieses aber nicht der Fall in Miranda Staaten war, da vielmehr jede Anwendung eines jeden Einkommens gleich einen offenbaren Nutzen wieder darlegte, so war es wohl sehr weise, daß sie diese Anwendung nie verschob.

Nur zu gut hatte Miranda bedacht, daß durch die Art, wie sie ihren Ueberschuß an Einkünften anzuwenden pflegte, der jährliche Ertrag beynahe die Summe des angewandten Kapitels wieder herstellte, und daher konnten sich unbekannte Politiker des Planeten gar nicht darein finden, wie das Uebel der sogenannten Verschwendung keinen mehrern Umfang nahm, die Glückseligkeit der Staaten nicht niederriße, noch den

Glanz

Glanz der Residenz schwächte, der vielmehr immer noch vermehrt wurde.

Miranda sorgte auch sehr weislich dafür, daß ihre Einkünfte nicht aus dem Lande giengen. So sehr sie auf alles sahe, alles erlaubte, was den Umlauf des Geldes in ihren Staaten zuwege bringen konnte, so streng war sie an ihren Grenzen, da that sie dem Ausflusse des Reichthums Einhalt. Viele wollten darinn wenig Politik sehen, allein es lag viel darinn, und sie gewann ansehnlich.

Alle Klagen über Mangel an Gelde im Lande waren nichts als schiefe Urtheile über die Zirculation desselben. Weil man es nicht in Haufen sahe, übersahe man die Häufchen, die doch mehrere Haufen ausmachten.

Pansalvin aber bemerkte, daß es nicht gut sey, wenn man nicht Baarschaft beysammen habe. Er glaubte Kräfte darinn zu finden, um durchsetzen zu können, was man wollte, und er hatte wohl recht, wie die Folge lehrte, da er etwas durchzusetzen wähnte, wozu er allerdings dieses Hülfsmittels bedurfte. Aber Miranda

wähnte nichts durchzusetzen zu haben, wozu sie eines solchen Vorraths bedurfte.

Für die Fälle, die er ihr anführte, war sie im guten Willen, und in der Treue ihrer Unterthanen gedeckt. Da auch in den entfernten Gegenden ihrer Reiche immer unruhige Köpfe es gab, und Reichthum zu Unruhen nicht selten, ja wohl sehr oft verleitet, so hatte sie die äuserst weise Politik, alle Mächtige ihres Landes entweder in die Residenz zu ziehen, oder in der Entfernung mit solchen Ehren zu überhäufen, daß sie Aufwand machen mußten, und es zu keinem Reichthum bey ihnen kam, der ihr gefährlich hätte werden können.

Da aber ohngeachtet aller ihrer Gründe, Pansalvin immer noch ihr der Gegenpart blieb, sie theils gut, theils schlecht wiederlegte, so glaubte sie in ihm eine Anlage zum Geiz zu entdecken, wohin sie die Geldbegierde schrieb, und da sie nicht wähnte, daß er ihr jemahls gefährlich werden würde, so vergönnete sie ihm, weil sie einen seiner Wünsche nicht zu erfüllen nicht vermochte, auch hierinn zu handeln, wie er wollte, und es war bald kein Geheimniß, daß er ihre Kassen unter

seiner

seiner Willkühr hatte, sich zahlen lassen konnte, wie viel er wollte, und er that das mehr als nothdürftig. Man lasse aber auch dieses geschehen seyn, so konnte ers, da er die Vollmacht von Miranda dazu hatte, und niemand vermag deswegen ihn zu tadeln, sobald er ihr die gehörige Rechnung von den Geldern ablegte, sobald er ihr geheimer Kassier war, und sie wußte, was er an sich nahm.

Allein, wenn freylich das ganze dadurch litt, wenn der Bedürftige den sie sonst unterstützt hatte, itzt um seintwillen Noth leiden mußte, wenn gute Anstalten, die da hätten getroffen werden können, zu Grunde giengen, wenn Unterthanen mit mehreren Abgaben geplagt wurden, die vorher weniger gegeben und dieses nicht erschwingen konnten, wenn Privilegia ganzer sich selbst unter Mirandas Schutz untergebener Provinzen aufgehoben wurden, um dem Staate ein größeres Einkommen zu verschaffen, dann war doch wohl die Schuld zum Theil mit Mirandas, daß sie um des Geizes eines einzelnen willen, die Menge drücken lies.

Aber diese Varianten mochten nun nach Pansalvins Meynung, wie nach der Meynung so vieler

vieler andern die am Ruder der Staaten sitzen, ihren Grund in politischen Verhältnissen und in politischer Nothwendigkeit haben, so ist so viel gewiß, daß er seinen Privatgeiz ausserdem noch bis zum Schmuz ausdehnte.

Er glaubte, weil er der erste nach der Fürstin sey, umsonst leben zu dürfen und zu können, und seine Bedürfnisse von Künstlern und Professionisten sollten ihm unentgeldlich dargereicht werden, ja sogar angesehene Handelshäuser der Stadt sollten ihm Summen vorstrecken, deren Bezahlung er nie wieder zu leisten willens hatte.

Der geringste seiner Arbeiter vermochte kaum von ihm zu bekommen, was er sauer verdient hatte, und nie war sein Gesicht mürrischer, als wenn man von dem reichen Mann, dessen Gut aufgethürmt da stand, verlangte, was man von rechtswegen von ihm zu fordern hatte. Das gieng bis zu Kleinigkeiten herab, die zu viel den Werth selbst seines Charakters herabsetzten, und bald unter dem gemeinen Manne ihm viele Feinde zuzogen.

Er hatte nur eine Gattung von Menschen, gegen welche er freygebig war, und das waren die

Krie-

Krieger. Diese schmeichelte er, wo er sie fand, sie waren sein Abgott, und er bald der ihrige. Doch drehete sich dieses im ganzen auch mehr auf den Gemeinen, als auf die Höhern unter ihnen aus, wo seine Freygebigkeit schon zu sehr in Kontribution gesetzt worden wäre.

Während seines Regiments fieng man nun an, Mangel an baarem Gelde in der Residenz zu empfinden. Man fieng an, über Bedrückung in nahen und entfernten Provinzen zu klagen. Die Kassen fiengen an, erschöpft zu werden, und wenn solche Dinge der Fürstin zu Ohren gebracht wurden so wußte er immer ihr es sehr plausibel zu machen, daß es besser sey, diese Klagen wären da, und man habe die Mittel dafür in Händen, als man habe diese Mittel nicht, und die Klagen wären doch da.

Wenn nun Miranda ihm versicherte, daß sie vorher die Klagen nicht gehört, so wußte er gewiß, daß man sie ihr nicht vor die Ohren gebracht, wie man jetzt, theils aus Neid gegen ihn theils deswegen thäte, weil man nicht so in seine

Tasche

Tasche die Pfeifen aus dem Rohre schneiden könnte.

So begabte er die Fürstin auch noch mit dem schönen Geschenke des Mistrauens gegen ihre Getreuen, und da sie blind auf ihn bauete, so fieng alles an ihr verdächtig zu werden, was sie umgab. Um Zutrauen zu erhalten, frug sie ihn um Rath, und so war sie bald mit Geschöpfen seiner Gunst umgeben, die nur ihn ihr als den Spiegel alles Guten, Weisen und Rechtschaffenen vorhielten.

Unter der Hand erkundigte sich Pansalvin aber sorgfältig, wer ihm den Liebesdienst gethan, und die Nachrichten zu ihr gebracht. Gott mochte dem gnädig seyn, auf den eine solche Schuld zu bringen war, denn er hatte keine Barmherzigkeit mit ihm.

Drittes Kapitel.

Die auswärtigen Ehren melden sich.

Nach und nach wußte man nicht bloß in der Residenz sondern auch im ganzen Lande, Pansalvin sey itzt derjenige, der am Herzen der Fürstin liege, und mit dem sie ihre immer so zärtliche, so liebe Sorgfalt für ihren Staat theilte. Nicht als ob man sie nicht noch für eben so besorgt für das Wohl ihrer Unterthanen gehalten hätte, man liebte sie zu sehr, als daß man das kleinste nachtheilige von ihr hätte urtheilen sollen. Auch nicht, als ob man es ihr verdächte, daß sie die Sorgen der Regierung andern mit übertrug, da man wußte sie konnte allein sie nicht übersehen, und bisher dieses auch geschehen und zur Zufriedenheit des Ganzen geschehen war.

Das konnten also keine Gründe seyn, warum man nicht ganz es billigte, welches man würklich nicht that, daß sie so ohne Einschränkung zu ihm einzig Zutrauen gefaßt.

Allein daß man hörte, Pansalvin bekleide so viele Stellen, denen er doch ohnmöglich vorstehen

stehen konnte, er sey gleichsam alles in allen, und fast niemand im Lande, der nicht mittelbar oder unmittelbar von ihm abhänge, das war es, was allerhand Urtheile zuwege brachte, die zweydeutig über diese Wahl schienen.

Er mußte doch zu dem, was er nicht bestreiten konnte, andre wählen die statt seiner darinn arbeiteten. Konnte er das? Hatte er die gehörigen Fähigkeiten auch, so waren doch seine Handlungen, die so vielfälltig sein Ich nur bestrafen, und vom allgemeinen sich wegwendeten, Beweise einer innern Partheylichkeit. Wenn er diese auch darauf ausdehnte, war alsdenn seine Wahl immer gut, und wäre es nicht besser gewesen, die Fürstin hätte da selbst gewählt, und jeden Posten so besetzt, wie viele Prüfungen es am schicklichsten gemacht?

Doch was hilft alles Kannegießern, wo der Wille herrscht. Kurz man wußte es, und man mußte sich darnach bequemen. Alles was nur ein wenig Esprit de Politique hatte, nahm seine Richtung nach dem Fixsterne, der der Sonne zur Seite stand, und begegnete ihm so, daß er etwas sonnen-

glanz-

glanzähnliches in sich wahrnahm, und man fand, daß das ein probates Hülfsmittel zu Erlangung seiner Gunst, und dessen, was man von dieser Gunst erwartete.

Denn daß, trotz dem Geize Pansalvins dennoch viel von ihm zu erhalten war, und viel von ihm verlangt werden mußte, das war gewiß. Er konnte nicht alle Besitzungen, nicht alle Dienste nicht alle Gelder so weitläuftiger Staaten an sich bringen, und in sich selbst vereinigen. Genug, daß er es dahin zu bringen gewußt, daß das meiste von ihm abhieng. Dabey war er vorsichtig genug die Wege zur Fürstin sorgfältig zu verwahren, nicht sie ganz unzugänglich zu machen, denn das litt sie nicht, und dazu war sie zu sehr Menschenfreundinn, allein er besetzte sie doch so, daß man Engen passiren mußte, die einem entweder beschwerlich wurden, oder wo man sich entschließen mußte Lehre anzunehmen, und wo einige diese zwar angelobt, aber hernach nicht gehalten hatten, da war es ihnen so übel bekommen, daß andre keine Lust daran fanden, es ihnen nachzuthun.

So wie im Lande alles über den Punkt einig war, Pansalvin sey so ziemlich das Factotum der fürstlichen Regierung, so erscholl dieser Ruf von ihm auch bald auswärts, und man machte an andern fürstlichen Höfen, und in ihren Kabinetten seine Spekulationen darauf, durch diesen Canal nun zu erhalten, was man wünschte.

Miranda, sagte man sich im Laufe der Dinge, Miranda habe vorher schon der Lieblinge viel gehabt, aber sie habe es noch so zu halten gewußt, daß sie nicht zu Kanälen geworden, deren man sich bedienen können, ihrer Gewogenheit habhaft zu werden. Und man hatte nicht unrecht. Keinem war es noch gelungen, sie dahin zu bringen, ihn in wichtigen Staatsgeschäften besonders in auswärtigen zu gebrauchen.

Wenn Pansalvin auch in diesem Departement eigentlich nichts that, wenn er auch schon nicht einmahl den Platz des ersten Gliedes in Staatssachen behauptete, den er dem Fürsten Karodò überließ, der einmahl in diesem Besitz war, so hatte er doch das Wort der Fürstin in allen zu dirigiren, und sie blieb immer die erste Person.

Alle

Alle auswärtige Nationen würden nun auf ihn losgerichtet, und es war recht gut, daß Pansalvin eine neue Quelle der Ehren entdeckte, denn schon hatte seine Fürstin nichts mehr was sie ihm geben könnte. Die Stellen und Ehrenzeichen waren erschöpft, er besaß sie, so weit er sie besitzen konnte. Das Pergament seiner Patente nahm einen räumlichen Schrank ein, und die Zeichen seiner Würden und Ehren gaben ein volles Zimmer. Noch aber hatte keine äussere Macht sich ihm von der Seite des Wunsches seiner Dienste dargestellt, und wie nun einige Anzeichen von dergleichen einliefen, stieg seine innere Zufriedenheit auf einen sehr hohen Grad.

Mit vielem Eifer nahm er sich der Dinge an, die man von ihm begehrte, und hier war es, wo er wenigstens doch Vorsicht und Klugheit mit seiner Uebermacht verbinden mußte. Denn Miranda hatte Blicke in die Staatskunde, die seine Blicke noch weit übertrafen, und manches was er zugeben wollte, verlangte sie unterlassen, weil sie Folgerungen voraussahe, die ihr in zu gefährlichem Lichte zu stehen schienen. Sie wenig-

stens wolle sich nicht verschulden, einen Staats-fehler gemacht zu haben, der einst in den Jahr-büchern ihrer Regierung ihr vorgeworfen werden könnte.

Gute Miranda! Du dachtest würklich tref-lich, aber siehe, auch die festeste der Gesinnungen ist nicht unerschütterlich! Auch du ließest dich re-gieren.

Wenn nicht gerade zu Pansalvin erhielt, was er begehrte, und man von ihm begehrt hatte, so geschahe es doch durch Umschweife, und man gelangte zu dem, was man gewünscht, und welches auch eigentlich keine Unbilligkeiten waren, dagegen auch Pansalvin zum Besitze der Ehren ge-langte, die er gewünscht hatte, um also mit den höchsten Zeichen einheimischer und auswärtiger Gnade prangte.

Viertes Kapitel.

Man erreicht einen Gipfel der dem Stolze bis ins innerste kitzelnd war.

Immer weiter und weiter griff der Ruf um sich, der Liebling werde noch immer mehr Liebling, das Orakel seiner Fürstin habe er die entscheidende Stimme über alles was vorgienge, ihm sich nahen hieße Leben hohlen, wenn sein freundlicher Blick einem träfe — Tod, wenn sein Unwille einen verfolgte.

Freylich gelang nicht alles, was man bey ihm suchte, und was er gelingen machen glaubte, auch wohl versprach, allein das war gewiß, was er nicht unter die Hände bekam mislang, und man sagte sichs ins Ohr, daß es Fälle gegeben, in welcher er von der Fürstin das Opfer verlangt, schon versprochene Dinge zu widerrufen, und daß sie, sey es aus Schwäche gewesen, um ihn nicht kränken zu wollen, oder aus Ueberzeugung, daß er mehr Recht habe, glücklich widerrufen habe.

Wir wissen schon, daß die Fürstin einen der mächtigsten Staaten regierte, und also war es im

politischen Gleichgewichte keine Kleinigkeit, wer sie zu seinem Verbündeten zählen konnte. Jedermann gab sich Mühe darum. Miranda Staaten bedurften eigentlich keines Bündnisses. Sie konnten in sich selbst bestehen, sie hatten bey weit minderen Kräften so lange in sich selbst bestanden. Miranda und ihr großer Vorgänger Nadir waren aber Schöpfer einer Größe gewesen, die sie allenthalben furchtbar machte, und da man diese fürchterliche Nachbarin und auch stets nähere Angränzende lieber zur Freundin als zur Feindin haben, und wenn dieses auch nicht wäre, lieber geneigt, als gleichgültig sie sehen wollte, so bemühete man sich von allen Seiten sich ihrer Gunst zu versichern, und man hofte das durch Pansalvins Vorsprache am ersten zu bewerkstelligen.

Daher kamen denn alle noch fehlenden Ehrenzeichen vom ganzen Planeten zusammen, und daher kam es auch, daß man ihm eine Würde verlieh, die ihm nun freylich nichts weiter hoffen lies, und mit welcher man räthlicher hätte thun sollen, um noch etwas für ihn aufzusparen.

Denn was konnte man von einem Manne seiner Denkungsart, seiner innern Gefühle seiner Leitung aller Möglichkeiten auf sich, seines schon erworbenen Umfanges, seiner unzähligen Anhänger wohl anders erwarten, als daß er nun, da nichts mehr rechtmäßig für ihn übrig blieb, nach unrechtmäßigen seine Hände ausstrecken und sich von dem kleinen Joche, daß ihn noch drückte, und welches eigentlich nur in der Einbildung bestand, zu befreyen suchte.

Pansalvin ward Fürst. So steht er nun vor uns. So sahen wir ihn von der ersten Stufe des einfachen Kriegers bis zu der heraufgerückt, die er als Privatmann erhalten konnte. Höher gieng es nicht.

Aber dies war auch ein Wunsch gewesen, den er noch immer nicht ganz zu erreichen wenigstens nicht so schnell zu erreichen sich getrauet, wie er in Stunden, wo die Vertraulichkeit doch zuweilen über den Eigendünkel siegte, selbst gestanden hat.

Wahrlich, seine Laufbahn war beneidenswerth. Er Ehren- und Achtungsvoll zu nennen, der es so

hoch zu bringen wußte. O! hätte er noch bey allen diesem, mehr Liebe als Furcht sich zu erwerben gewußt — hätte er die große Macht in der Fülle des Guten angewendet, dessen er davon fähig war, mit Freuden wollten wir ihm einen andern Namen gegeben haben, als den er trägt.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Erste Schritte zu diesem Namen.

Wenn schon oben gesagt worden ist, Pansalvin habe nicht allein Anlage zum Geiz gehabt, sondern auch demselben mit unrechtmäßigen Spekulationen zum Uebertreiben angehangen, so ist deswegen doch keine Folge, daß er nicht mit seinem Stolze im äußern parallel gegangen wäre, daß er nicht Aufwand und Pracht geliebt, daß es ihm nicht wehe gethan haben sollte, hierin von irgend jemanden übertroffen zu werden.

Allein dieses war Lieblingssache bey ihm, und er hatte es bisher theils durch die unüberschwengliche Freygebigkeit der Fürstin, theils durch die Revenüen aller seiner Stellen, theils durch Bedrückungen, wobey ihm durch die Finger gesehen wurde, dahin gebracht, daß er es jedem der reichen Partikuliers dieser Staaten erst gleich, hernach zuvorthun konnte. Er hatte eine Menge Staatsgüter zur Lehn erhalten, und war also in allen denen gleichgesetzt, denen er am Range gleich war.

Dieser Rang, den die Fürstin selbst ihm nicht zu geben vermochte hatte noch gefehlt, und da er nun Fürst war, war seine Rangsucht zwar vors erste gesättigt, nun wuchs aber in ihm die Sucht der Fürstin gleich geehrt zu seyn.

In seinem Herzen war das Feuer aufgelodert, welches ihn blind seyn lies, gegen seine Vorzeit, welches ihm die Jtztzeit höher mahlte, und die Zukunft als einen Thron darstellte. Es war als wenn seine ganze Seele eine andere Richtung genommen hätte. Er sahe sich nicht mehr als den Menschen an, der er gewesen war. Er glaubte ein höheres Wesen zu seyn, und huldigen mußten ihm alle, die ihm naheten, als einem Abglanz des Himmels, oder, richtiger uns auszudrücken, der Hölle. Denn sein Benehmen gegen jeden, der ihm nicht huldigte, war so verächtlich, daß Mensch gegen ihn als Mensch zu seyn, man gar nicht wähnen durfte, man mußte sich einen Wurm dünken, um von ihm als ein Insekt behandelt zu werden, dem er sein Wohlwollen zu schenken gnädigst beschlossen hatte.

Von

Vom Kleinen war kaum die Rede vor ihm zu bringen. Sie wurden durch seine Leute abgefertigt, und wenn diese das Wiederkommen verboten, mochten seine Ansprüche an den Fürsten auch noch so gemacht seyn, dem war nicht zu rathen wiederzukommen, denn wenn sein Stolz auch in seiner Gegenwart nicht ansteckend seyn durfte, ohne daß sein Zorn bey der ersten Bemerkung Zerschmetterung drohete, so war doch der Uebergang desselben sehr sichtbar und wirkbar, wenn man von ihm entfernt war, denn so wie vor ihm alles kriechen mußte, so verlangte man dieses Kriechen hernach wieder von denen, die man in seiner Gewalt zu haben glaubte, und wer das nicht that, der wurde nach seinem Verhältnisse fast eben so von seinen Leuten — zum Theil doch nur, denn manche gute gab es auch darunter — behandelt und herabgesetzt, wie große würdige Männer von ihm behandelt wurden.

Denn diese, die nur wenig dem Range und der Stelle nach oft unter ihm waren, die oft Geburt höher erhob, und deren Verdienste wenigstens nicht viel kleiner als die seinigen waren, mußten

Stun-

Stunden lang, ja — eine Schande ists, wenn man sichs denkt — halbe Tage in seinem Vorzimmer warten.

Und nicht immer hatte der Fürst zu thun, nicht immer hielten ihn Geschäfte ab. Und hielten ihn diese ab, dann konnte er doch wohl denen, die auch ihre Geschäfte versäumen mußten es entlassen, blos um sich als seinen unterthänigen Diener zu zeigen, oder wenn ja dies seinem Stolze schlechterdings zur Nahrung gereichte, so konnte er doch wohl eine Stunde bestimmen, in welcher er sie wiedersehen, und seine Huldigung aus ihrem Munde empfangen wollte.

Er der Mann des Staats, der ganz im Besten des Staats leben und weben sollte, er konnte Diener des Staats von dem Vortheile vor denselben zu arbeiten zurückhalten, um seine Antischambre immer mit Ortensbändern und Sternen erfüllt zu sehen, und zu zeigen: Das vermag ich zu bewirken! Die mit den höchsten Ehrenzeichen prangen müssen hier ängstlich auf die Stunde warten, in der es mir gefallen wird, mein gnädiges

Gesicht

Gesicht auf sie herab zu wenden, und ihnen ein geneigtes Gehör zu ertheilen?

O das schreckliche Uebel der Antischambren ist noch nicht beleuchtet genug. Wie mancher naht sich ihnen zitternd. Warum muß man da in einer ängstlichen Stille seyn, die selbst dem Gedanken verbietet, sich ganz in uns zu entwickeln, aus Furcht, daß wir uns zerstreut betragen oder auch selbst von der Sache uns entfernen, die wir hernach vortragen müssen? Warum müssen wir den oft so naseweisen Hausofficianten zum Schauspiel dienen, und überhaupt einem Zwange uns unterwerfen, der in den Verhältnissen des Menschen gegen den Menschen nicht statt findet. Und ist das Verhältniß des Kleinen gegen den Großen hier angenommen, so soll dieses Verhältniß ja doch nur in Geschäften, nicht im Bücken seinen Platz finden. Und wer Geschäfte hat, warum soll der warten? Und wer bloß ein Kompliment zu machen hat warum soll der warten?

Keiner soll warten, wo das warten nicht so nothwendig ist, als das Untertreten bey einem Platzregen, wenn ich mein Kleid nicht verderben will.

Ich weis wohl, das in vielen Antischambern Stunden festgesetzt sind, wo der Besitzer derselben zu sprechen ist. Wenn also diese Antischambre voll ist, und ich muß warten, bis die früher erschienenen abgefertigt sind, so sey dem so, ich kann mich nicht beklagen.

Aber wenn ich nun der einzige bin, der hier wartet, und ich muß, damit die Antischambre nicht leer stehe, warten, bis fünf Minuten vor dem Glockenschlag, und nun kommt der gnädige Herr noch mit einer Eilfertigkeit, die da denken läßt, er habe eines Staats Wohl abzuwiegen, und nickt kaum so auf mich, als ob ich nicht einmahl den Blick verdiente, den er auf seinen Hund thut, das ist doch wohl grausam, ungerecht, himmelschreyend.

Von den Antischambren, die nie verschlossen sind, wo man oft vom Morgen bis zum Mittag warten, am Nachmittage wieder anheben, und vielleicht mit der späten Nacht den gnädigen Herrn erst erlauern kann, will ich kein Wort reden. Ich halte sie für irdische Höllen, und wer darin gebüsset hat, der mag wohl einige Ansprüche auf

die

die himmlischen Freuden haben, wenn er auch sonst eben nicht das exemplarischste Leben geführet.

Eine solche Antischambre hatte unser Fürst, und gerade die Männer von Verdienst, gerade die, welche auf ihre Kenntnisse so viel Werth setzten, daß sie sich nicht ganz erniedrigen wollten, die waren es die bey ihm warten mußten.

Doch vielleicht kommen in der Folge noch Beyspiele vor, die uns dies deutlicher erklären. Ausserdem empfand auch der Mittelstand, der mit ihm zu schaffen hatte, diese seine neue Größe sehr, denn keine Möglichkeit war es, von des Fürsten reichem Umfange der zu gebenden Nahrung etwas zu erhalten, ausser wenn man im höchsten Grade ehrerbietig gegen ihn war, und fast bis zur sklavischen Unterwerfung es übertrieb.

Sechstes Kapitel.

Eine der nächsten Ursachen zu diesem Namen.

Miranda Herz war noch immer gegen Pansalvin das nehmliche, was es vom Anfange gewesen, und wir glauben nicht, daß es einen Menschen geben kann, der sich einer so beständigen Liebe zu erfreuen gehabt hätte, als dieser Günstling einer der größten Fürstinnen. Soll man Leidenschaft Schwachheit nennen, so war es ohnstreitig Schwachheit von ihr, daß sie ununterbrochen, trotz allen Beweisen seiner weiten Eingriffe an ihm hieng, und nie daran dachte, diese Eingriffe könnten auch zuletzt gegen sie überhand nehmen.

Niemand konnte wohl leicht mehr Antheil innrer Freude und Wohlgefallens zeigen, als Miranda bey der Erhebung des Fürsten. Wir wollen mit Stillschweigen übergehen, was sie dazu selbst beygetragen, aber daß sie viel beygetragen, war gewiß, so gewiß, das selbst Pansalvin es überzeugt seyn mußte, wenn er schon sich weiszumachen suchte, er sey es nicht überzeugt.

Denn

Denn wenn er schon alles das itzt war, was er sich je gewünscht haben konnte zu seyn, wenn die Stufen die er durchgegangen, von dem ersten Augenblicke an, da er Stufen bestieg, ihm das nicht hatten erwarten laßen können, so war doch itzt, da alles erfüllt war, was er begehrt hatte, und auch sogar, was er nicht begehrt hatte, es ihm ärgerlich, daß er etwas davon andern, daß er etwas davon Miranda zu verdanken hatte.

So weit gieng seine stolze Seele, daß er das haßen konnte, was dazu beygetragen. Der ihm den Fürsten gegeben hatte, blieb nicht von dieser seiner — Grille ist wohl ein viel zu schwacher Ausdruck dafür — verschont, denn auch von ihm hielt er sich nicht genug geehrt, und ein thätigerer Beweis ertheilter Ehre konnte doch wohl nicht gefunden werden.

Er hatte sich würklich bey Miranda darüber beklagt, und geglaubt, man sähe auf ihn mit einer Art von Verachtung herab, und die Fürstin hatte genug zu thun, ihn darüber zu trösten, und zu versichern, daß, was er für Verachtung hielte, nichts weiter als eine Kordalität sey, die man

gerade nicht bey jedem Menschen dieser Art anträfe, und die man schätzen und hochachten müßte.

Diese Erinnerung gab ihm zu erkennen, daß er sich selbst einmahl einer Schwäche schuldig gemacht, indem er sich verachtet seyn zu können, angab, wo alle andre ihn geehrt glaubten. Es wütete in ihm sich so weit bloß gegeben zu haben.

Auch hatte er diesmahl so außerordentlich unrecht, daß er sich nachher desselben schämte. Er hatte ja in seinem Hofstaate ein Zeremoniel eingeführt, welches an Steifheit alles übertraf, was man finden konnte, er gebot mit seinem Blick ein ernstes Schweigen, wohin er sahe, und der geringste Fehler gegen Titel und Würden, die geringste Art von Nonchalance konnte ihn äußerst aufbringen. Wenn er auf der Stelle sich nicht dafür schadlos zu halten wußte, so trug ers gewiß lange, sehr lange nach, jedem, der ihn in der Weise versäumt zu haben schien.

Natur war ihm daher ganz unbekannt, wenigstens hatte er sich ganz von ihr entwöhnt, er, der doch die Natur hätte lieben sollen, um aus

ihr

ihr Nahrung statt es Zwangs zu empfangen, der ihn stets einschränkte.

Aber so gezwungen, wie sein Glück war, war denn auch sein häusliches Leben, und so hatte er auch Mangel an Zwang da für Verachtung gehalten, wo edle Natur einmahl als ein seltnes Geschenk bey einem Großen sich fand.

Er hatte sich nachher wohl gehütet, Miranda jemahls wieder etwas der Art zu klagen. Diese hatte denn nun endlich es so weit kommen laßen, daß man in der Residenz ihm die nehmlichen Ehrenbezeugungen bewieß, die ihr geschahen, daß man ihn allenthalben als ihr gleich betrachtete, daß man mit allen Kräften daran arbeitete, seinem unsinnigen Stolze Genüge zu leisten.

Oft machte der Fürst Reisen, und auf diesen Reisen wurde ihm so begegnet, als wenn sie selbst erschiene. Kein Unterschied fand da statt, es war allenthalben bekannt, er wäre so gut wie sie, und man müßte ihm so begegnen wie ihr. Wo es nicht geschehen wäre, hätte er sicher eine barbarische Rache genommen.

In Stunden stiller Zärtlichkeit hatte er dies alles von ihr erlangt. Immer hatte er ihr zu bedeuten gewußt, nur dann könne seine Liebe gegen sie vollkommen seyn, wenn sie keine Vorzüge mehr vor ihm verlange, sonst bleibe ihm eine gewiße Ehrfurcht, die dieser Zärtlichkeit Schranken setze, und zurückhaltend ihn machen müßte.

Obgleich diese Art des Fürsten sich auszudrücken erst seitdem so häufig zum Vorschein kam, als er den neuen Rang erhalten, so nahm Miranda ihn doch für Wahrheit, den Ausdruck erheuchelter Zärtlichkeit, sie glaubte ihn immer mehr zu fesseln, und dachte, wenn sie auch manchmahl etwas vergebe, was sie eigentlich nicht vergeben sollte, so würde doch dadurch ihrem Staate eine Stütze erhalten, die nimmer mehr unerschütterlich wäre, jemehr sie ihn an sich zu ziehen wüßte.

Allein dankte ihr denn auch der Fürst das alles? Ach! Leider müssen wir hier gestehen, er that es nicht. Da er alles hatte, was er begehrt, da ward er zurückhaltend, lau, kalt, da war es, als ob die Fürstin ihm das nicht mehr wäre, weil sie

ihm

ihm nicht mehr geben konnte. Nun war sie was der Eigennützige nennt, erschöpft, die Quelle die für ihn so wohlthätig geflossen. Itzt schien ihm die nicht mehr zu gefallen, die bisher ihm alles gewesen war, itzt — doch was Miranda dabey dachte, hernach, wenn wir ihn erst in dem wahren Verderben sehen werden, in welches der Uebermuth ihn stürzte.

Siebentes Kapitel.

Meynungen, Gedanken, Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten.

Was dieses Kapitel enthält, lieber Leser, muß dir nicht sonderbar vorkommen, wenn es von keiner Seite Gewißheit trägt, sondern, wenn die dargestellten Dinge mit den Ueberschriften des Kapitels in so parallelen Gange stehen, daß du immer an der Grenze irgend einer derselben weilen mußt.

Denn wie können wir die Evangelia predigen, wo uns keine gepredigt worden, wie können wir dir aber auch Dinge verhehlen, die doch der Glaubwürdigkeit nahe, wenigstens zeigen, man habe genau auf der Fürstin bemerkt, und weder den Großen noch den Unterthanen sey es entgangen, wie ausserordentlich Miranda ihn schätzte.

Es kann nicht anders seyn, sprachen einige, sie muß ihm ihre Hand reichen, und auf den Stuhl ihn heben wollen, auf welchen sie selbst sitzet. Andere versicherten gar es sey geschehen, einige dachten, es könne, es könne auch nicht geschehen seyn, andere

dere bezweifelten die gänzliche Möglichkeit, wieder andere fanden es äusserst wahrscheinlich.

So trug sich das hin und her, so gieng bey Groß und Klein ein blinder Lärm herum, so warteten einige auf die Bekanntmachung der Wahrheit, so wetteten andere für ein einiges Sillschweigen doch geschehener Wahrheit, so spitzten sich viele auf unerhörte Feste, so wollten andre vor Neid zerplatzen, die würklich glaubten, so kannegießerten Politiker, deren manche es rühmten andere es verwarfen, und so endlich verlohr sich zulezt das ganze Gespräch, das Meynen, das Denken, die Möglichkeit, und die Wahrscheinlichkeit, wie sich jede Epoche auf dem Planeten endlich verliert, und einer andern Platz macht, wie jede Neuigkeit alt wird, wie jede Gunst in Ungunst sich zu verwandeln pflegt.

Doch aber war man darüber einig, es mußte etwas im Werke gewesen seyn, was da hineingeschlagen, es könne ein so allgemeines Gerücht nicht blos vom Zaune gebrochen, es müßte eine Quelle da seyn, woraus es entsprungen, und die schärfern

Seher wollten denn auch entdeckt haben wie es zusammenhienge.

Allerdings sollte der Fürst nachdem er nun in seinem Sinn der Fürstin vollkommen gleich war, nachdem er alles that, was sie that, nachdem ihm alle Ehre widerfuhr, die ihr widerfuhr, auch ein kleines, ganz kleines Lüstchen gehabt haben, die großen Staaten den Namen nach mit ihr zu theilen, würklicher anerkannter Mitherr von dem zu seyn, was eigentlich nur ihr allein gehörte, und welches er im eigentlichen Verstande der Nutzung nach so gut besaß, wie sie, wo er nicht mehrern Nutzen noch davon hatte.

Er soll in der That, denn Gewißheit, lieber Leser vermögen wir nicht zu geben, wo mir sie nicht haben, also merke dir das Wörtlein wohl, er soll einst im Entzücken ihrer Zärtlichkeit gesagt haben, was denn nach so viel tausend Beweisen ihrer Güte, sie noch abhalten könnte, ihn ganz mit ihrer Hand zu beglücken.

Miranda, trotz der zärtlichen Krise in welcher sie sich eben befand, soll doch in diesem Augenblicke ihre ganze Würde gefühlt haben, soll

inne

inne geworden seyn auf einmahl, daß sie deren Größe einen unermeßlichen Umfang begriff, hier nur einen vor sich habe, der ihrer Hände Werk nach seiner Größe sey, den sie gehoben, der ihr sein Daseyn in dem Kreise zu danken habe, in welchem er itzt webe, und der mehr verlange, als es erlaubt sey, zu verlangen. Aber so wie sich ihrer der Gedanke bemeistert, er habe zu viel verlangt, so wie sie ihn in dem Lichte der Unbescheidenheit im Fordern gesehen, so sey auch gleich der zweyte Gedanke an politische Vorsicht, der Gedanke, wer das könne, könne auch mehr thun, die Möglichkeit der Fürst habe nicht aus Liebe, nur aus Eigennuz seine ganze Rolle gespielt, die Wahrscheinlichkeit, daß das wenigstens in der letzten Zeit der Fall gewesen, alles dieses sey in ihr aufgestiegen, und habe eine so besondre Standhaftigkeit zu Wege gebracht, daß sie den innerlich auflodernden Unwillen überwunden, und in anschauliches Staunen verwandelt habe.

Und was forderst du von mir Pansalvin? sprach sie, nachdem sie doch einigermaaßen ihr Bedenken über die Aeußerung dargelegt. Siehe du

 hast

hast die Grenzen überschritten, die mir selbst gesetzt sind. Bin ich so unumschränkt, daß ich nichts über mir erkenne? O wenn ichs binn, so bedenke, daß ich doch auch nur eine Sterbliche bin, daß ich nicht mir diese mächtigen Staaten zutheilte, sondern, daß einer sie mir gab, der über uns ist. Nach dessen Willen soll ich glücklich machen die er mir gab. Und wußtest du so wenig von allem was du bisher beherrscht, daß du nicht wußtest, Murren und Unwillen wären die Früchte eines solchen Schrittes — daß du nicht wußtest, Aufruhr könnte die Folge seyn?

Dränge dich nicht zu etwas, was dich nicht glücklich machen kann, was dich unglücklich machen muß. Wornach du strebst, das ist Gift, eine lockende Schaale, und ein bittrer Kern. Was fehlt dir nun das zu seyn, was ich bin? Der Nahme der Unabhängigkeit. Undankbarer Unersättlicher! bist du abhängig? Fühlst du das, was dich noch dazu macht? Ließ ich dich es je empfinden?

Willst du mir meine Liebe damit lohnen, daß du mich zum gehaßten Gegenstande meines eignen

Hauses machst? Nie hätte ich geglaubt, du könntest das. Und noch, wenn es dir hülfe — Oder solltest du — doch nein, Geliebter. Du wolltest mich nur auf die Probe stellen. Es ist nicht dein Ernst, es kann nicht dein Ernst seyn.

Die außerordentliche Entschlossenheit mit welcher Miranda die Worte gesprochen, sollen den Fürsten überzeugt haben, von der Seite sey nichts auszurichten. Er hatte daher den Rückzug angetreten.

Aber er hatte nicht gesagt, daß es ihm nicht Ernst gewesen. Von der Seite betrachtet, meinte er itzt nur könne sie recht haben, und von der Seite betrachtet, wolle er dem einzigen Wunsche entsagen. Sehr betheuerte er, daß er nichts weiter, als dauernde Vereinigung im Sinne gehabt habe, daß kein Eigennutz, keine Nebenabsicht damit verbunden gewesen.

Man war wieder einig, aber es wollte nicht auf den vorigen Ton kommen.

Der Fürst verließ Miranda bald, und beyde hatten Ursach nachzudenken. Von dieser Zeit soll sich seine Zurückhaltung angehoben haben, und

dann

dann Lauigkeit und Kälte daraus geworden seyn.

Allein das soll doch nur unter vier Augen geschehen seyn, und mir — wir wissen es doch? — Ja nun, wissen wir denn, ob nicht Miranda für gut befunden, nach der Zeit jemanden etwas davon zu vertrauen, wissen wir denn ob sie es nicht thun mußte? Oder wissen wir, ob nicht Dame Spadille, das Ohr, welches sie itzt oft an die Thür der Fürstin zu legen pflegte auch diesmahl dahin gelegt, ob sie nicht in einer süßen Schäferstunde, den Freyherrn Ponto der beynahe gar kein Geheimniß mehr wußte, nicht einmahl wieder mit einem regaliren wollen. Wissen wir denn — doch was könnten wir nicht alles wissen? Wir wollen aber nichts wissen, und verweisen den Leser auf die Ueberschrift unsers Kapitels.

Achtes Kapitel.

Da tritt nun wohl der Fürst nicht im reinen Lichte auf.

Mismuth und Unwillen sollen sich des Fürsten nach dieser Zusammenkunft bemächtigt haben. Zwar daß sie sich würklich bey ihm fanden ist gewiß genug. Die erste Folge davon empfand zu seinem nicht geringen Schrecken ein junger Mann von Talent und Verdienst, der leichtsinnig genug, da der Fürst über einen Gang weggieng, zu seinem Zirkel von Freunden sagte: Da geht der Vielgeltende!

Der Fürst hatte es zu seinem Unglück gehört, er ließ ihn in Verhaft nehmen, und der junge Mann litt eine Strafe die man der Todesstrafe an die Seite setzte, und mußte noch auf Zeitlebens das Land meiden.

Bitterkeiten aller Art erfuhren von dem Tage an, alle die nahe um ihn waren, auf eine lange Zeit, wahrscheinlich auf eine so lange Zeit, bis der Fürst in seinem Sinn einen andern Plan zur Reife gebracht, von welchem er hofte,

daß

daß er ihm gelingen sollte, und der diesen, wenn er anders statt gehabt hat wohl verdrängte — einen Plan von dem wir im künftigen Zehend mehr hören werden.

Ehe er aber zur Reife kam, selbst in ihm zur Reife kam, und hernach angebracht wurde tobte es unruhig in ihm, und er wußte selbst kaum was er thun sollte, dem Toben Einhalt zu thun, und sich einigermaßen wieder Launen zu verschaffen.

Man kann sagen, er war sich selbst zur Last, und hätte er nicht im Stolze und in der Grausamkeit Erholung für seine üble Laune gefunden, er wäre in einer Galle erstickt.

O Vorsehung! wie muß die Menschheit dir danken, daß dieser Fürst kein unumschränkter Herrscher war. Fast war er es, und da schon gab es Seufzer ohne Zahl, Thränen in Strömen die seine Härte auspreßten.

Er ersäufte sich, so zu sagen, in Pracht um sich für das schadlos zu halten, was er erlangen wollen, und nun verloren hatte. Er soll sichs nicht haben denken können, daß Miranda fähig

wäre,

wäre, in irgend etwas nicht schwach gegen ihn zu seyn.

Itzt riß sein Geist ihn immer zu mehreren Ausschweifungen hin, und die erste Rache die er an der Fürstin nahm, war Untreue. In dem Zeitpunkt fiel seine Liebschaft mit der Gräfin Manille, allein die Fürstin, die zwar die Person nicht erfuhr die sich seines Herzens oder vielmehr seiner Leidenschaft, denn wem konnte dieser Stolze sein Herz wohl geben, zu bemächtigen suchte, merkte doch nur zu bald die Sache, und daher nahm sie Gelegenheit ihm zu versichern, wenn er es wagte, öffentlich mit dem Rufe Miranda zu spielen, so sähe sie sich genöthiget etwas zu thun, was er nicht erwartete.

Drohungen war der Fürst von Miranden noch nie gewohnt. Die erste kam ihm also ein wenig unerwartet, und der Gegenstand den sie betraf, lies ihm glauben, gleichgültig würde sie nicht darüber wegsehen.

Da es auch seinem Stolze nicht ganz behaglich war, nach der Fürstin eine andere öffentlich zu lieben, wenn er schon gern sie damit gekränkt

haben

haben möchte, so ward aus dem ersten Vorsatze der des bloßen geheimen Genußes.

Aber war es nicht hart von ihm, die Fürstin kränken zu wollen — kränken zu können? Hätte er nicht, und wenn er seiner Leidenschaft keinen Zaum anlegen konnte, alle Delicatessen brauchen müssen, um hierin sie nie zu beleidigen?

In den Geschäften war er itzt nicht minder despotisch als in allen übrigen. Nicht genug daß er in dem, wo er zu befehlen hatte, nun mit einer unumschränkten Willkühr zu Werke gieng, ohne die einmahl zu fragen, die er doch eigentlich allerdings, zu fragen hatte, nein, auch in Dingen, die nicht in dieses Fach schlugen, und die manchmahl wohl ohne des Fürsten Zuthun itzt abgemacht wurden, verlangte er ferner befragt zu werden hielt seinen Stolz für beleidigt, daß es nicht so war, und verlangte sehr oft Widerrufung dessen, was geschehen.

Man wollte behaupten, und viele wollten es, daß er einige mahle Befehle die von der Fürstin gegeben worden selbst kassirt, und andre dafür gegeben habe, doch läßt sich dieses kaum glauben, da

die

die Fürstin ihre Rechte kannte, und gewiß mächtig ihm das Widerspiel gehalten haben würde.

Auch fühlte der Fürst, troz allem, was er sich herausnahm, nach und nach wohl, daß es doch mit seinem Betragen gegen Miranda nicht so recht der wahre Weg gewesen, und er besser gethan hätte, den gelindern einzuschlagen, der ihm itzt nicht mehr möglich war, weil er ihn nun gedemüthigt haben würde.

Merkbar war es allen die nahe um beyde waren, daß das Verständniß nicht mehr das war, was es gewesen. Die Köpfe wurden darüber gewaltig zusammengesteckt. Viel Wahrsager kamen zum Vorschein: Man träumte Vereinigung und Trennung. Keiner träumte recht. Man wollte gern das wahre erforschen. Das wurde immer schwerer. Die Höflichkeit ließ schließen. Die geheimen Zusammenkünfte ließen zweifeln. Die Fürstin war in sich gekehrt, aber ruhig. Der Fürst unruhig, mit unter ein wenig frech.

Sein Stolz gegen andre nahm zu. Sein Despotismus gewann. Folgen — alles Folgen des Gefühls, es sey nicht mehr, wie es war.

Von Fallen trauete niemand zu ahnden, man durfte es nicht. Wer es nur so laut gedacht hätte, daß man es muthmaßen können, der wäre verloren gewesen.

Doch gaben sich viele, die es konnten, Mühe, mehr als gewöhnlich um den Fürsten zu seyn, um ihm etwas abzumerken. Das war vergebene Arbeit.

Theils war er zu weise, sich herauszulassen, theils fühlte er selbst, hier müßte er sich durchschlagen, und je mehr man wähnte, er würde kleinlaut werden, desto höher stand er.

Er ließ es itzt darauf ankommen, daß ihn die Fürstin rufen lies, wenn sie in Privatangelegenheiten mit ihm zu sprechen hatte. Desto öfterer gieng er unangemeldet zu der Zeit in ihre Zimmer, wenn der Hof lebhaft war, eine Freyheit die er ganz allein hatte, und deren er sich manchmahl so brüsk bediente, daß sie willens hatte sie aufzuheben, doch aber des allgemeinen Aufsehens wegen es nicht wagte, wenn schon sie es ihm in der Stille einmahl verboten haben soll, wovon er

doch keine Notiz nahm sondern vor wie nach sich bey ihr finden ließ.

Er hattte also das Air eines gebietenden Liebhabers angenommen, und es kleidete ihn. Er unterfieng sich von Verdiensten zu reden die er habe, und die er um des Besten des Landes willen sich nicht nehmen lassen werde. Er behauptete, ohne ihn lasse sich das Ganze gar nicht mehr fortführen.

Neuntes Kapitel.

Und Miranda bekam Spuren seiner Finsterniß.

Wir sind Miranda in ihrer ganzen Zärtlichkeit nachgefolgt, mit welcher sie seine erwachsende von ihr genährte und unüberwindlich geglaubte Leidenschaft gepfleget, und wenn wir uns des rechten Ausdrucks bedienen sollen, einen Abgott aus ihm gemacht, der sie zwar auch zu vergöttern schien, allein wie sie itzt nur gar zu deutlich warnahm, es nur beym Scheinen bleiben lies, und höchstens auf die zweyte Stufe sie setzte, da der Ehrgeiz die erste einnahm.

Das Erstaunen in dem sie sich befunden haben soll, wie er jene ausserordentliche Forderung that, ist, wenn sie wahr ist, ihr nicht zu verdenken, und ihre Zurückhaltung kann nur Folge sich bewußter Schwäche gewesen seyn, denn sonst hatte sie Würde genug, und hatte diese während ihrer Regierung genug gezeigt, zu bestrafen den Verwegnen, der es irgend wagte, die Ruhe ihrer Staaten stören zu wollen.

Und warum hielt sie hier zurück, wo sie offenbar sehen mußte, das Verlangen war mit Absichten verbunden, mit Absichten, deren Ende sie nicht ohne Schauder sich bilden konnte? Zuweilen wollte sie wohl etwas zur Rechtfertigung sagen, allein das ganze System der Politik, welches bey ihr wie zu Hause war, stemmte sich gegen jeden Gedanken der Art.

Sie fühlte eine Art von Betäubung, die auch eine ganze Zeit anhielt. Geliebt hatte sie sich noch immer geglaubt, und nun schnell die Ueberzeugung — alle diese Wohlthaten hätten nicht einmahl dankbare Liebe hervorgebracht — und nun kurz darauf die Beweise von Zurückhaltung, Lauigkeit, Kälte.

Wahrlich es gehörte ihre Standhaftigkeit dazu, das zu ertragen, es gehörte ihre Güte dazu, es nicht schrecklich zu ahnden, und es gehörte ihre Politik dazu, einzusehen, daß sie es dem Lande, ihrem vorigen Betragen, und den Sorgen für die Zukunft schuldig sey, den gemäßigtesten Schritt zu gehen.

Zwar gab es wohl Mittel, die die Politik auch gut heißen kann, dem einreissenden Strom eines Beleidigten, dem man zu viel eingeräumt, Einhalt zu thun, allein theils lagen diese Mittel nicht in Miranda Seele, theils liebte sie wirklich den noch von welchem ihr Unrecht geschahe, theils sahe sie immer in ihm noch das gute Subjekt für ihren Staat und hielt vieles, was auf seine Privatrechnung zu schreiben war, für Enthusiasmus gegen das Ganze.

Es fehlte zwar nicht an Menschen, die ihr hierüber Aufklärung zu geben, in mancherley Gestalten sich ihr näherten, und auf diese und jene verdeckte Weise anfiengen, ein Licht anzuzünden, was nach Bedauren, hintergangen zu seyn, schmeckte.

Von dem Gerüchte war aber Miranda keine Freundin, gegentheils war sie sich selbst auch in Fällen, die sie nicht ganz zu Glücksfällen zu zählen vermochte, so einzig sich selbst genug, daß sie mit kalter Größe beym ersten Wink auf solche Vertraulichkeiten sie abzulehnen pflegte.

Die

Die Dame Spadille zerbrach sich den Kopf ausserordentlich mit der Resolvierung des Gedankens wie es möglich sey, einen solchen Unstern ohne Vertrauten zu ertragen, und Freyherr Ponto gieng wie vor den Kopf geschlagen, wenn er betrachtete, daß ein Mann, der wie Pansalvin die höchsten Stufen erstiegen, den Stolz so weit treiben könne, einer solchen Fürstin zu trotzen, welcher er sich um die Füße gewunden haben würde, um ihrer Gnade versichert zu bleiben.

Armer Narr! Mit deinem Winden und Krümmen wärst du auch nicht weit gekommen, und wer in diesen Verhältnissen die goldne Mittelstrasse nicht zu erhalten weis, erlebt keine Selbstzufriedenheit, und kein dauerndes Glück.

Doch war Liebe, diese mächtige Beherrscherin wo sie einmahl ihren Scepter aufgerichtet, immer noch der hauptsächlichste Halt des Fürsten. Wenn Miranda allein war, so dachte sie — du hast ihn doch sehr geliebt! Er hat sich verirret. Sollst du auf einmahl die Hand von ihm ziehen, und ihn ein Opfer seiner Verirrung werden lassen,

 daß

daß er nun ganz in den Abgrund falle, dem er sich nähert.

Dann stellten sich ihrer Seele die vorigen Zeiten so lebhaft dar, dann machte die Erinnerung an die ersten so fröhlichen Monate ihrer Bekanntschaft, an die Freuden bey dem öfteren Wiederkehren vom Heere des Feldherrn Basta ihre Einbildungskraft so rege, daß sie oft dachte, sie müßte suchen, wieder mit ihm einig zu werden, und daß sie oft darüber nachdachte, ob es nicht durch irgend einen von ihr zu nehmenden Weg wieder möglich sey.

Wenn sie ihn aber wieder öffentlich sahe, so zeigte er sich ihr in einem so stolzen Lichte, zwar nicht gegen sie, aber doch gegen andre, daß sie es unmöglich finden mußte, ihn durch ihr Herz herumzubringen, und von den Mitteln, die sie sonst noch übrig hatte, ihn zärtlich zu sehen, waren keine mehr vorhanden. Alles hatte sie seinem Stolze geopfert, was sie ihm hatte opfern können, und was er ferner begehrt hatte, konnte sie nicht opfern. Es lag selbst außer der Möglichkeit,

lichkeit, wenn sie sich in dem behaupten wollte, was sie war.

Indessen wenn die Fürstin alles übersahe, was sie bis jetzt gethan, so fand sie zwar daß die Liebe sie heftig getrieben, und ihr einen kleinen Streich gespielt, aber daß sie doch immer in der Politik noch keinen Fehler gemacht hatte.

Hatte sie ihn aber auch gemacht, so konnte sie das doch nicht wissen, denn was sie nicht erfahren sollte, erfuhr sie nicht, und über diesen Liebling durfte ihr ja niemand die Augen öfnen. Er stellte ihr immer das vor, was er gethan, und da er die Absichten und die Folgen schilderte, so wurden sie auch immer so geschildert, daß sie zu seinem Lobe ausfallen mußten. Er war der einzige Mensch, der es wagte, und wagen durfte, ihr zu sagen, das oder jenes gute habe ich ausgerichtet, denn er wollte nicht, daß ihr Wille und ihr übersehender Blick aufs Ganze mehr gethan haben sollte, als seine Ausführung.

Wenn andre sagten, durch Gnade und Auftrag ihrer Fürstin wären sie glücklich genug ge-

wesen, diesen und jenen Vortheil zu erlangen, so sprach er in dem Tone, er habe gesehen, daß dieses und jenes ersprieslich seyn würde, habe es veranstaltet, und es sey gelungen.

Er hatte durch öfteres Wiederholen, und daher entstandene Gewohnheit es bey ihr also dahin zu bringen gewußt, daß sie ihn für den eben so nothwendigen Gegenstand ihrer Staatsbedürfnisse hielt, als sie sich für nothwendig für ihn hielt, und indem in ihrem Herzen das Pro und Contra über alles das obwaltete, erschien ein Mann, den wir schon kennen, und von dem es schien, als wolle er die Sache in ein andres Gleis bringen.

Zehntes

Zehntes Kapitel.

Anders wird es wieder, aber ob besser, das muß die Folge erst lehren.

Feldherr Basta mit Siegen und Thaten nicht allein der Tapferkeit, sondern auch der Menschlichkeit und Wohlthätigkeit gekrönt, kam in die Residenz zurück, nachdem er den Ruf Miranda auf allen Seiten gegründet, und ihr einen Namen gemacht, den die Völker ehrten, und fast anbeteten.

Die Gesinnungen des Feldherrn werden unsern Lesern schon aus dem vorigen bekannt seyn, und billig ward er mit lautem Jauchzen von allen Seiten empfangen. Man segnete ihn in diesen Augenblicken freylich nicht wegen dessen, was er im Stillen gethan, sondern wegen dessen was laut und öffentlich war, und er hätte der größte Tyrann, ein Tyger im Morden, und ein Wolf im Rauben seyn können, man würde ihm doch zugejauchzt haben.

Ist es nicht ein entsetzliches Gefühl, welches der Krieg so allgemein hervorbringt, daß man dem vollbrachten Untergange der Menschen entgegen jauchzt? Läßt sich es wohl vertheidigen, daß die, die Macht dazu in Händen haben, nicht auf ernstlichere Maaßregeln denken, einen allgemeinen Uebel Einhalt zu thun? Der Krieg gebiert Hartherzigkeit gegen andere Leiden. Selbst der Entfernte wird angefeuert, übel von der Nation zu denken, gegen welche die seinige den Krieg führt. Er schreibt auf Rechnung des Ganzen, was nur einzelne thaten, und die übrigen thun mußten. Er bekömmt durch die Leiden, die auf ihn selbst fallen, wenn sie auch nur in Verminderung des seinigen bestehen einen ungerechten Menschenhaß gegen jene. Unvermeidliche und mit traurigen Nachwehen oft verknüpfte nothwendige Folge der Streitsucht.

Der Jubel, der einem zurückkehrenden Sieger entgegenschallt, der einer gebrachten Siegespost tönt, ist nie von der Art, daß man ihm das Gepräge menschlicher Gefühle beylegen könnte, es ist ein grausames Frohlocken.

Hätte

Hätte freylich mancher derer, die hier dem Feldherrn Basta entgegen jubelten, gewußt, wie warm er bey allem seinen Muth für die Menschheit gedacht, hätten sie manche seiner vortreflichen Handlungen selbst mitten im Feldzug und Sieg gesehen, sie hätten denn nicht allein keinen Tadel verdient, sondern sie hätten ihre Freudenbeweise verdoppeln müssen, um ihn seiner würdig zu empfangen.

Miranda, hatten ihre innern Angelegenheiten Theil an seinem Wiedererscheinen, oder hatten sie keinen Theil daran, sahe ihn doch auch aus diesem Grunde gern, obgleich es nicht lange dauerte.

Pansalvin bemerkte wohl, daß hier für ihn eine Person von Wichtigkeit erschienen, und sahe scheel zu dem lauten Empfange desselben, lies selbst Miranda seine Unzufriedenheit durch Unruhe merken, und so oft es der Fall gewesen, daß nicht Stolz sondern Bekümmerniß der Grund von Pansalvins Mißvergnügen geschienen, so hatte die Fürstin noch jederzeit dem Uebel abzuhelfen gesucht. Auch itzt that es ihr

leid,

leid, daß ihr Liebling, so hart er auch immer gegen sie war, kummervolle Augenblicke haben sollte, und sie beschloß, sie ihm zu versüßen. Es wurde eine Art von Fest gegeben, auf welchem derjenige gewöhnlich als der vorzügliche galt dem Neano, eine Freundin Miranda aus ihrem Hause, und die glänzende Erste des Festes ihre Hand reichte.

Nun war doch dies das erste Fest der Art, bey welchem Feldherr Vasta erschien, und ihm hätte wohl diese Ehre gebührt, die dem Fürsten der Finsterniß so oft schon widerfahren war. Demohngeachtet wurde dieser des Vorzugs gewürdigt, und wenn schon Feldherr Vasta dem Stolze nicht sehr ergeben war, so schien ihm doch diese Gleichgültigkeit, denn für Herabsetzung waren seine Thaten ihm ja Bürge, ihm empfindlich seyn zu müssen, und er verlies das Fest.

Der Schritt war wieder ausser dem Plane. Er ließ sich zwar bald wieder besänftigen, und tadelte nur, daß man dem Stolze schmeichele, und doch auch Rücksicht darauf hätte nehmen sollen,

len, daß er es sey, dessen Bestreben dahin gegangen, den Fürsten zu erheben, daß manche That er auf seinen Namen gegeben, die eigentlich dem seinigen gebührt, und ließ sich endlich bereden, selbst den Fürsten der Finsterniß zu besuchen, um dem allgemeinen Besten beförderlich zu werden.

Bey diesem Besuche fiel aber auch wieder verschiedenes vor, welches nicht ganz Pansalvins Beyfall fand. Der gute Feldherr nahm sich manche kleine Freyheiten, die der Fürst der Finsterniß zeither nicht mehr gewohnt gewesen. Er hatte aus dem Felde nicht das schmieg- und biegsame Wesen mitgebracht, welches der Fürst gewohnt war. Er kannte kein Zeremoniel, das war ihm zu fremd geworden. Er gieng gerade durch den Haufen durch, die jeden beym Fürsten meldeten und die Gewandheit eines unter ihnen, der sich bey dem festen Vortritt des Feldherrn noch zwischen ihm und die Thüre machen und wenigstens seinen Herrn von der Ankunft des majestätischen Großen benachrichtigen wollen,

wurde

wurde mit einem sehr unsanften Stoße vergolten, mit welchem ihn dieser auf die Seite schob, und sich den Weg bahnte.

Feldherr Basta hatte so viel Ehrfurcht erzeugendes, daß ihn anzureden keiner sich getrauete, um ihn etwa zu verkündigen, daß das hier nicht Sitte sey.

Er gieng auch gleich auf den Fürsten zu. Wenn den Relationen, die wir erhalten haben, Glauben beyzumessen ist, so soll er gleich dem Fürsten um den Hals gefallen seyn, und gesagt haben: Nu, nu, bey dir gehts stolz her! Du hast ja mehr Müßiggänger bey dir als unsre Fürstin selbst.

Der Fürst der Finsterniß hatte an dem Tage seine Thüre vor jedem, außer vor dem Feldherrn verschließen lassen. Aeußerlich mußte das das Ansehen einer wichtigen Zusammenkunft geben, die aber eigentlich nur dieses Gepräge trug, denn der wahre Grund dieses Verbots lag darin, daß der Fürst erwartete, Dinge zu hören, die nicht mehrere als er hören sollte und konnte

er

er wissen, ob der Feldherr Basta Mäßigung genug hatte, sie nicht zu sagen, wenn andre zugegen waren?

Die Umarmung des Feldherrn konnte der Fürst freylich nicht ausschlagen. Es wäre fürchterliche Undankbarkeit gewesen, einem Wohlthäter, wie der ihm war, so zu lohnen, und er mußte auch erwarten, daß wenn ers thäte, der Feldherr laut seine Verachtung an den Tag legte, der mit allem was er im Sinn hatte, sehr aufrichtig umzugehen gewohnt war.

Ich dächte, sagte ihm der Feldherr, es wäre reichlich an dir das eingetroffen, was ich dir prophezeyet habe. Du bist hübsch groß geworden, aber du hast deine Größe, mein lieber Freund, nicht ganz so angewandt, wie ich es erwartet hätte. Ich höre laute Klagen über dich, und so viel ichs auf den ersten Blick beurtheilen kann, gerechte Klagen. Auch bist Du nicht den Weg bey Miranda gegangen, den ich dich gehen hies. Du hast ihr Herz nicht zum Frieden gestimmt. Ich finde in den Unterhand-

lungen die ich mit der Fürstin gehabt habe, viele Anlage zu neuen Unruhen.

Der Fürst hörte zwar gelassen die Vorwürf an, wie es aber auf diesen Punkt kam, von welchem eigentlich seine Zukunft abhieng, und den er sich nicht verderben lassen wollte und konnte, disputirte er mit vielem Eifer für die Nutzbarkeit der weitern Ausdehnung der Staaten der Fürstin, und da der Feldherr ihn so sehr im Eifer sahe, lies er ihn alle seine Gründe dafür vorbringen.

Hernach aber erwiederte er ihm, daß in den Besitzungen, die die Fürstin habe, mehr Reichthum enthalten wäre, als sie dort erwerben könne, daß es unrecht sey, sie von dem bisher so schön verfolgten Plane der Kultivirung derselben abzuhalten, daß es dem Lande nachtheilig sey, wenn Kriege um Eroberungen willen entständen, daß es den Ruf der Fürstin schmälern hieße, wenn man sie in Zwistigkeiten verwickelte, die überflüßig wären, daß die Feindseeligkeiten, von

welchen

welchen er gehört, anfangen, das Völkerrecht beleidigen hieße, und daß es leicht sey, Scheingründe zu einem Kriege zu finden, schwer aber die Welt davon zu überzeugen, daß es wahre Gründe wären.

Hierauf erklärte er trocken und frey, er ruhe nicht, das müßte anders werden, und er erwarte von Pansalvin, den er noch immer für den ehrlichen nur durch seine Größe verblendeten Mann hielte, daß er zu dieser Veränderung beytragen würde, was in seinen Kräften stände. Hier wolle er mit ihm ein Bündniß schließen, wie sie beyde gemeinschaftlich zum Besten ihrer Fürstin und deren Staaten handeln wollen, und ein Handschlag solle sie vereinigen, daß keiner von dem Zweck abgienge, den sie gemeinschaftlich unternähmen.

Der Fürst der Finsterniß schüttelte ein wenig mit dem Kopfe, und zuckte die Achseln, wie er diesen vom ehrlichen Mann reden hörte, allein

da er den Brauskopf kannte, da er nicht gern lauter noch mit ihm zusammen kommen wollte, so versprach er, es sollte anders werden. Der gute Feldherr glaubte, und sie schieden in Frieden.

Der Fürst der Finsterniß.

Fünftes Zehend.

Wo das hinaus will, sieht man doch wohl.

Erstes Kapitel.

Auf welche Seite sich nun wenden.

Der Zweck den der Fürst der Finsterniß gegen Miranda geäußert, bedurfte wenig Erläuterung. Daß er daran denken würde ihn zu Stande zu bringen, war nicht zu bezweifeln.

Daß er Krieg geben mußte war daher gewiß. Zwar gab es noch einen Weg Pansalvins Wünsche zu erfüllen, ohne gerade Krieg hervorzubringen. Es durfte nur ein gewisser Fürst abgesetzt, und Pansalvin an seine Stelle eingesetzt werden, so wurde keine Fehde, weil der abgesetzte Fürst nicht im Stande war sie zu füh-

ren, und kein mächtigerer seine Parthey gegen Miranda nehmen würde. Sein kleiner Staat war schon lange ein Ball des Schicksals gewesen, ein kleiner fetter Bissen, den man von manchen Seiten gern schon zu einem Frühstück eingenommen hätte, wenn nicht einer den andern gescheuet.

Dies wäre wohl eine Mahlzeit für den Fürsten der Finsterniß gewesen, die sich alle hätten gefallen lassen, da es ihnen gleich war, wenn ein besonderes Fürstlein da saß, wer es war, und keinen größern Staate sollte es einverleibet werden.

Allein der Bissen war viel zu wenig zum Sattwerden für diesen ehrgeizigen Menschen, und Miranda getrauete sich gar nicht einmahl das Anerbieten ihm zu thun. Freylich hätte er angränzend an diesem Stückchen gern noch einen größern und sehr großen Bissen geschnappt, wozu auch Miranda vieles hätte beytragen können, aber diesen bewachte noch ein nachbarlicher Drache, der das Küchlein, welches er unter seine Flügel zu nehmen gesonnen recht tapfer beschirm-

schirmte, und so viel Mühe Pansalvin sich auch gab, um hier Unterhandlungen zu wege zu bringen, so war doch alles vergebens, oder wenigstens wurden die Bedingungen unter welchen man sich auf etwas einlassen wollte, so sehr gespannt, daß dem Fürsten der Finsterniß die Lust ganz vergieng, dorthin eine Stufe höher zu steigen.

Endlich war noch der schönste und freylich für den Fürsten der angenehmste Weg einer Verbindung mit dem, der ihn einst verachtet haben sollte. In dessen Kabinet hatte er starken Einfluß gefunden, und es war geglückt, daß er dasselbe zu einer nicht ganz gerechten Fehde gegen einen Nachbar bewog, mit welchem Miranda auch gränzte, und von dessen reichen Besitzungen er einträglich genug zu erndten hoffte.

Allein wenn der Plan auch schon ganz fertig war, so furchte man doch jenen, seinen Schatz und alles was einst sein werden konnte, so heftig bewachenden Drachen, der nur darauf wartete bis sie losbrechen sollte, um dann eben-

falls schnell zu gründenden Gerechtsamen des Verhältnisses seine Zuflucht zu nehmen, und zu arrondiren seine Besitzungen um das, was ihm am gelegensten dazu lag.

Der Fürst der Finsterniß hatte den Ausdruck eines Drachen für jenen allgewaltigen Widersacher seiner Projekte angenommen, denn eigentlich hatte er nichts weiter davon ähnlich, als etwa die sorgfältige Hütung seines Schatzes, und den Scharfblick den die Thiere haben, und dadurch sogleich alles entdecken sollen, was ihnen entgegen kömmt.

Auch konnte er wohl die Eigenschaft noch von ihm haben, daß er gleich losfuhr auf alles was sich ihm in dem Weg stellte, nicht lange fackelte, sondern ernstlich zu Werke gieng. Uebrigens that er niemanden Schaden, wie man von diesen Thieren zu behaupten pflegt, sondern er war ein wahrer Vater seiner Unterthanen, dessen Name ewig leben wird unter ihnen.

So standen die Sachen im politischen Fache, und obgleich Pansalvin sich den weise-

 sten

ſten unter allen hier im Spiel ſeyenden dünkte, und nur bedauerte, daß er nicht die Macht, entweder der Fürſtin, welcher er diente, ein Wort, das ihm einiges peinvolles Herzklopfen machte, oder desjenigen, der ihm jenen großen Biſſen nicht gönnen wollte, daß er deren Macht nicht hatte, ſo hatte doch die Fürſtin ihn weit überſehen, wenn er gleich etwas in ihr anzufachen gewußt, was vorher nur funkenartig in ihr gelegen, denn ſie hieß gut, was er ſagte, aber ſie hieß es gut um ſelbſt Vortheile für ſich darin zu finden.

Aber das bemerkte der Fürſt eben ſo wenig, als wir gewöhnlich, das entferntere Uebel zu verhindern, dem nähern freyen Lauf laſſen.

Er glaubte innerlich nichts mehr zu fürchten zu haben, nachdem es ihm beſonders gelungen, den Feldherrn Baſta aus dem Sattel zu heben. So arbeitete er an allen auswärtigen Orten mit allen nur möglichen Erforderniſſen durchzudringen. Seine Politik vermochte aber an dem einen Orte gar nichts, und der Weg des zweyten blieb, wie oben geſagt, durch eine ſorgfäl-

sorgfältige Bewachung von jener Seite noch verschlossen. Geduld war nöthig, so wenig Pansalvin auch hatte, und da sie bey ihm ein beschwerliches Muß wurde, so fühlten die um ihn her waren, die verdrießlichen Launen derselben.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Nähere Beweise einer neuen Undankbarkeit.

Von einem Zwecke haben wir zwar geredet, welchen der Fürst Miranden geäußert, und ein Theil unsrer Leser wird ihn gewiß auch rathen, aber deutlicher muß es doch wohl noch werden, welcher es war.

Die Erscheinung des Feldherrn von welcher sich die Fürstin mancherley versprochen hatte, lief in Ansehung ihrer nicht ihrer Erwartung nach, ab. Sie hatte geglaubt, der Sieger über alles, wogegen sie ihm geschickt würde voll Feuer seyn, seine Siege noch zu vermehren, und ihrer Liebe zu weitern Fortschriteen Genüge zu leisten, und sie fand gerade das Gegentheil. Er war unzufrieden mit den Planen, welche angelegt wurden, einen Nachbar zu bezwingen, und den größern Theil der nachbarlichen Besitzungen sich anzumaaßen. Er war mürrisch über die Bereitwilligkeit eines andern Hofes, diesen Planen so ohne Grund beyzutreten, und konnte die Bedrückung, die für den Nachbar daraus entstehen mußte, von der Seite

der

der Menschlichkeit nicht billigen, er fand eine schaudernde Aussicht darinn, die sich auf so viele Provinzen des Feindes erstrecken würde, er fand in den eignen benachbarten Theilen des Landes der Fürstin Gewißheit hervorzubringenden Elends, und er beschwor Miranda von dem Vorsatze abzustehen, den der Fürst der Finsterniß in ihr zu einer Art von Nothwendigkeit zu machen gewußt.

Er schilderte diesen ihren Liebling mit einigen schwärzlichen Farben, scheuete sich nicht zu sagen, das Hofleben habe ihn verdorben, und er wäre das nicht geworden, wenn er nicht vom Heere zurückgerufen worden, wo ihm Menschlichkeit mit Größe immer vereinigt gehalten hätte, denn er behauptete, man lerne sie sehr im Kriege, wenn man nur Gefühl dafür habe.

Er nahm sich die Freyheit der Fürstin das weite Feld, welches sie vor sich habe, sehr bedürfnißvoll ihres Schutzes, und ihrer Sorge zu mahlen, so daß auswärtige Dinge sie wohl eigentlich weniger beschäftigen sollten, als es der Anschein gebe. Und zuletzt berief er sich darauf, daß er mit dem Fürsten Pansalvin, die Abrede ge-

nom-

nommen, daß sie beyde diese Meynung bey ihr befördern wollten.

Hätte Feldherr Basta das nicht dazu gesetzt, vielleicht wäre Miranda weiter ins Detail seiner Vorträge gegangen, und vielleicht hätte er sie ernstlich überzeugt, daß ihre Ansprüche nicht rechtmäßig, und ihr Vorsatz besser unterbliebe, als ausgeführt würde.

So aber nahm es sie wunder, daß Pansalvin, welcher, wie sie, wenn er es ihn auch nicht gesagt, doch vermuthen konnte, nicht mit dem Feldherrn Basta einerley Meynung seyn konnte, ihm das Versprechen gegeben haben sollte, wieder das zu reden, was sein höchster Wunsch war, und neugierig zu wissen, ob diese Harmonie unter beyden statt finde, und ob denn Feldherr Basta sogar eine größere Macht über ihn habe, als Miranda, entließ sie dem Feldherrn, um den Fürsten zu sprechen.

Nie war der Fürst der Finsterniß bereitwilliger zu Miranda gekommen seitdem Kälte zwischen ihnen herrschte, und nie hatte er wohl Finsterniß mehr gehabt, als eben itzt. So weit kannte

te er wohl ihre Weise zu handeln, daß sie ihn nicht zu sich bitten würde um ihm unangenehme Dinge zu sagen.

Er vermuthete, was mit dem Feldherrn vorgefallen seyn möchte, und nahm sich vor, itzt jeden Funken von Anhänglichkeit an ihn, wo möglich bey Miranda ganz auszulöschen.

Eines Nebenbuhlers in der Gunst ihrer Politik war er los geworden. Graf Körwit welcher troß dem, daß er den Liebhaber ganz verdrängt hatte, doch als alter Wohlthäter Miranda, und als weiser Kenner vieler Staatsgeheimnisse ihr Vertrauen nicht ganz verlohren, und immer noch von ihr zu rathe gezogen worden war, der so manches was er durchzusetzen gesucht, in der Stille noch hintertrieben hatte, wenn auch schon er, Pansalvin, ihm einst einen großen Dienst erzeigt, dieser hatte die Laufbahn seines Lebens geendet, und seitdem war er alleiniger Besitzer jenes Zutrauens gewesen.

Itzt kam ein gleich furchtbarer bisher entfernter Nebenbuhler dieses Vertrauens ihm in den Weg, und er wußte nicht, würde der Tod ihm

auch

auch noch den Gefallen thun, ihn so bald zu schlachten, oder nicht. Also war es besser, sich seiner so zu entledigen, daß er ihm das Vertrauen der Fürstin zu entziehen suchte.

Das wollte er. So undankbar wollte er gegen den seyn, der so viel zu seiner Erhebung beygetragen, und der schwarze Vorsatz ward von keinem hellen Lichtstrahle verdrängt.

Bedenklich kam ihm das Ansehen der Fürstin vor, wie er bey ihr eintrat, allein Laune schien sie nicht zu haben. Miranda erzählte auch ohne Hehl, was der Feldherr Basta gesagt, und wie er sich auf ihn berufen habe, sie erwartete itzt die Bestätigung davon, und wenn seine Meynung freylich dieselbe wäre, und zwey so große Männer wider ihr Vorhaben eingenommen, so mußte sie sich wohl entschließen, nachzugeben, um nicht einst die Vorwürfe zu hören, daß sie gutem Rathe nicht folgen wollen.

Die Vorrede war nicht übel vor den Fürsten, und sein Gesicht konnte eine wachsende Heiterkeit nicht verbergen, so gern er sie auch den Augen der Fürsten zu entziehen gesucht haben möchte.

Herr oft über sich selbst, kamen doch auch außer den Augenblicken des unbesiegbaren Stolzes noch welche, die ihn in Verlegenheit brachten.

Er freuete sich innerlich, daß eine Arbeit von vielen Jahren, doch wenigstens so tief Wurzel gefaßt, daß sie nicht auf den ersten Sturm eines Antagonisten zertrümmert worden, und den zweyten, der ihr schaden konnte, wollte er schon abwenden.

Fest in seinem Vorsatze sich zum Eroberer für sich selbst anzuschicken, hatte er nicht unterlaßen, um zu seinem Zwecke zu kommen, es Mirandа immer vorzuerzählen, kein Nachruhm sey bleibender und ewiger, als der eines Weltenbezwingers. Sie habe die Macht dieses zu werden, und sie sollte sich nicht abhalten laßen, beym ersten günstigen Zeitpunkte die Gelegenheit zu ergreifen. Das Glück stände ihr zur Seite. Siegreiche Waffen führe sie allenthalben. Sie habe bisher die Kriege, die sie zu ihrer Vertheidigung geführt mit entschiedenem Glücke geendet. Nun sollte sie auch welche führen, um mehr zu gewinnen, als Vertheidigung.

Miranda hatte die Eigenschaft des Stolzes vorher nur in einem Grade gekannt, wie sie einer Fürstin, wie sie es war ziemte; sie hatte einen Stolz auf das Glück ihrer Unterthanen gehabt, einen Stolz sich sagen zu können, sie liebten sie. Da sie sich um ihr Glück bekümmerte, war sie auch nicht laß im Blicke auf ihre mögliche Verbesserungen gewesen. Sie hatte zu ihrem Besten neue Einrichtungen gemacht, die nicht bloß ihr äußerliches, die ihr innerliches mit betrafen. Sie hatten die besten Wirkungen davon gesehen, sie war von der Welt angebetet worden. Mit Recht hatte man sie Muster einer Fürstin geheißen.

Unseeliger Mensch! Der du die Plane in ihr geschaffen hattest ihre fast gränzenlose Staaten noch gränzenloser zu schaffen. Pansalvin nicht unwissend in Begebenheiten der Vorzeit hatte alles hervorgesucht, ihr zu beweisen, nichts gleiche der Größe, bezwungen zu haben. Sie solle die Geschichten aller Völker durchgehen, und sehen, ob irgendwo etwas mit mehrerem Glanze aufgeführt werde, als der Name der Helden, und derer die Länder unter ihre Botmäßigkeit gebracht.

Mittelbar oder unmittelbar geschehen, würde man immer sagen: Die große Miranda war es, die eine fürchterliche Alleinherrschaft auf die Hemisphäre des Planeten hervor brachte.

Hierzu kam noch das süße Gift der Schmeicheley. Giebts ein Volk, welches nicht gern unter deiner Herrschaft steht, Miranda? Segnen werden dich jene, wenn du sie einem Joche entziehst.

Wahr, daß da, wohin er zielte, jedermann sich ein Joch dachte. Allein auch dieses Joch schien nur Joch zu seyn. Und warum schien es Joch? Weil die, deren Größe sie fürchterlich machte es trugen. Es war keine so üble Einrichtung in jenem Lande, daß diejenigen, die mit gemißbrauchter Gewalt schaden konnten, am meisten unter dem Drucke waren, daß sie am schnellsten Gefahr liefen, von ihrem Posten in ein Nichts herabgestürzt zu werden. Wahr, daß dort strenger Despotismus herrschte, aber wahrlich nur strenger Despotismus gegen das Unrecht, und hauptsächlich die welche es zu üben Macht hatten. Den Bürger des Staats den Aermern, der seiner Hände Arbeit und seines

Ver-

Verdienstes lebte, traf es wenig das Loos des schnellen Sturzes.

Große, die dem Fürsten der Finsterniß gleich, sich zu Beherrschern aller übrigen schufen, und vom Fette der Armen sich bereicherten, bis der Fleiß sie knochendürre machte, diesen war immer der jähe Tod nahe.

Wollte er diese vielleicht glücklicher machen? Fühlte er eine solche Liebe gegen seines gleichen? Aber leicht war es doch wohl, Miranda es glauben zu machen, diese würden sich glücklich schätzen, wenn nachdem ihre eine Helfte abgeschlachtet wäre, die andre sich unter ihrem Schutze befänden. Seegen konnte er ihr von daher versprechen.

Gehör hatte Miranda dem allen gegeben. Fest war der Vorsatz in ihr, sie wollte jene Länder sich unterwürfig machen, ihre großen Beherrschungen um einen so ansehnlichen Zuwachs vermehren, und wo möglich ihrem Nachbar in eine weite Grenze verbannen. Lieblingsplan war es schon bey ihr geworden.

Nun setzte Pansalvin also alle Seegel an. Nun gelang es ihm, mit schwarzen Farben mit den schwärzesten den Feldherrn Basta anzustreichen. Hier war bloß Neid unverzeyhlicher Neid gegen ihn in Spiele. Aber nicht gegen ihn allein. Nein, auch gegen die Fürstin behaupte er, gehe die heimliche Tücke des Feldherrn. Auch ihr gönne er den Ruhm nicht, den er ihr selbst gebracht. Furchtsam, daß die Folgezeit glänzender seyn würde, als die jetzige wolle er nun von keinen neuen Kriegen etwas wißen, damit nur die seinigen im Andenken bleiben, und durch Mirandens Ruhm sein Ruf nicht verloren gienge. Er nannte ihn einen eigennützigen Mann, mit dem man aufs äußerste vorsichtig umgehen müße, damit er nicht die erhaltene Macht zum Nachtheil anwende.

Die Fürstin war immer dem Feldherrn gut gewesen. Sie hatte nie erwartet eine solche Schilderung von ihm zu hören. Hätte er nur nicht ihren Lieblingsplan angegriffen, wäre es nur dazu gekommen, daß sie seine Gründe gehört hätte, die ganz andre waren, als Pansalvin angab, sie würde gewiß von ihrer Gerechtigkeitsliebe getrie-

ben das Gute nicht unterlassen haben, wenigstens nicht dem Guten, um seines Guten willen, kalt begegnet seyn.

Zwar frug sie den Fürst der Finsterniß, wie es dem zugienge, daß der Feldherr Basta sagen können, sie wären einerley Meynung, allein das wurde mit der Ursache beschönigt, die er auch ihrem künftigen Verhalten an die Hand gab, gegen ihn nichts von dem wahren Vorsatze verlauten zu lassen, damit er nicht ihm entgegen handelte, und ihre Unternehmungen untergrübe, bey denen man ihn nicht bedürfte.

Die Fürstin fand den Rath weise, und gut. Sie befolgte ihn. Der Feldherr verlohr das Zutrauen Mirandas, wie es schon so viele verloren hatten, der Fürst der Finsterniß aber krönte seine Werke der Finsterniß mit einem der düsterschen Gattung.

Drittes Kapitel.

Der Zweck des Fürsten der Finsterniß enträthselt sich.

Erfuhr Feldherr Basta gleich weiter nichts von dem Vorsatze, den man hatte, ihn ganz unbrauchbar zu machen, so hütete man sich doch auch wohl ihm irgend etwas davon merken zu lassen, daß man in seinen Planen dennoch vorwärts gienge, und da er glaubte mit seiner Warnung etwas ausgerichtet zu haben, sich auf das Bündniß mit den Fürsten verlies, und von diesem auch darin bestärkt wurde, denn Miranda sagte lieber nichts als daß sie ihn offenbar mit Unwahrheit hintergangen hätte, so beruhigte er sich, und war froh soviel zu wege gebracht zu haben.

Man war aber doch eines so lästigen Aufsehers bald überdrüßig, und so wurden Maaßregeln genommen ihn wieder zu entfernen.

So unumschränkt, wie itzt, hatte Pansalvin noch nicht geherrscht, aber mit welcher Vorsicht war er auch zu Werke gegangen, um die Fürstin so tief in seine Netze und in seinen Willen

zu

zu ziehen, daß sie, wenn sie nun auch gern gewollt hätte, nicht wieder aus der Falle gehen konnte in der sie einmahl saß.

Zu dem Ende hatte er vor allen Dingen, da er und kein andrer das große Werk auszuführen im Stande war, es dahin zu bringen gewußt, daß Miranda alle ihre Heere ihm anvertrauete, offenbar also Feldherr Basta zurückgesetzt wurde, der sich doch hierüber sehr leicht getröstet, und nur bedauert haben soll, daß er selbst dazu beygetragen, seine Fürstin einer solchen Schlange ganz in die Hände zu spielen.

Der Fürst der Finsterniß hatte nun ansehnlich gewonnen. Vorher schon beliebt beym Heere, suchte er nun erst alles hervor, sich der Ergebenheit desselben zu versichern. Ein Theil der unermeßlichen Sätze die er gesammlet, ein kleiner Theil war hinreichend, diese in seiner Gewalt zu haben, und er unterließ nicht alles anzuwenden, was sowohl von dieser als von der Seite der Vertraulichkeit gegen den Krieger zu erhalten war.

Er war in die Gegenden gereist, wohin der Krieg gehen sollte, und auch hier hatte er Spuren

zu lassen gesucht, die Wohlwollen ihm erhielten, damit er auf jeden Fall gedeckt war. Wie so alle seine Maasregeln genommen, hob das Glück auch noch eine Schwierigkeit, die er kaum zu überwinden sich getrauet. Der Tod nahm den, der ihm seinen vorhergewählten Schatz so sorgfältig bewahret, ja, wir möchten wohl sagen entrissen hatte, der, der auch ein so aufmerksames Auge hatte, daß sehr zu zweifeln war, ob er ihm je so lange er lebte einem Schritt dahin zu thun, zugeben würde, der wenigstens den Bundsgenossen, so scharf im Auge hielt, daß dieser es nicht wagen konnte, noch hierin thätigen Vorschub zu leisten.

Nun aber trat er zu Miranda. Nun waren alle Hindernisse gehoben. Nun legte er ihr aufs neue von ihr nicht zu verwerfen mögliche Plane vor, nun zeigte er, was er in Ansehung der Gewißheit ihrer Siege schon zum Voraus gethan, und nun, nachdem er noch die Voraussehung gewiß gemacht, daß das alles doch nicht ohne sein Zuthun geendet werden könne, er vielmehr den Schlüssel noch in der Hand habe, zu schliessen oder loszulassen, nun brach er endlich mit seinen Forderun-

gen aus, daß er denn doch endlich hoffe zum Lohn für alle diese Arbeit eine Art von Unabhängigkeit zu erhalten, die ihm bis jetzt fehle.

Nun hielt er auch gar nicht mehr damit hinterm Berge, daß dieses sein Plan vom Anfange gewesen, daß seine Laufbahn vom ersten Augenblicke erhaltener Gunst an, dahin gegangen, durch eignen Schwung eine Souveränität sich zu erwerben, daß er sich vorgesetzt, hierin ein unerhörtes Beyspiel zu geben, daß er erwarte, daß Miranda ihm verspreche, er solle wenigstens in dem größern Theile der eroberten Besitzungen regierender Herr seyn, damit er sich an die höchste Klasse der Menschen anreihen, und keine Abhängigkeit mehr anerkennen möge.

Miranda, die Weise, die stets Mäßigung bereit hatte, wenn sie ihrer bedurfte, hatte, so viel Stiche ihr auch Pansalvins Aeußerungen ans Herz gaben, dennoch mit Unbefangenheit, ja gar mit einer Art von Zufriedenheit, wenigstens mit sprechender Aufmerksamkeit alles angehört, was er gesagt.

Ich

Ich habe dich geliebt, sprach sie dann und als einen den ich geliebt habe, liebe ich dich auch noch, obgleich dein Stolz dich von diesem Fehler frey zu sprechen scheint. Ich habe nichts versäumt, deine Wünsche zu befriedigen. Auch was deinen heutigen Wunsch betrift, war ich dir ja nie im Wege. Ich wollte dir lange ein kleines Gericht für deine Befriedigung aufgetragen haben, aber ich wußte, das sättigte dich nicht. Ich wollte dich damahls in den Besitz der größern Tafel setzen, allein man wollte dir zuviel Gerichte davon nehmen, deswegen verwarfest du sie.

Glaubst du ich werde dir schwer machen was du begehrst. Nein, mein Lieber. Geh, erobre, und was du erobern wirst, sey dein. Mit Freuden will ich selbst eine Krone auf dein Haupt setzen. Kannst du mir vorwerfen, ich thue nicht alles?

Es hielt sogar schwer, daß Pansalvin dies eingestand. Allein Miranda war auch, wenigstens von Seiten der Liebe itzt geheilt. Der echte wahre Stolz den sie wohl haben konnte, hatte das verdrängt. So sich über sie hinwegzusetzen, so ihr

gar

gar nichts mehr von allen den Verdiensten zu lassen, die sie doch würklich um ihn hatte, das war zu hart, um verschluckt werden zu können.

Sie liebte ihn nicht mehr, sie schätzte nur den großen Mann. Der war er durch eine ausserordentliche Intrigue. Nutzbar konnte er ihr noch werden, und sie selbst dabey schmeicheln. Allein furchtbar war er auch, und dadurch konnte er ihr schädlich werden.

Dieses zu verhindern — zu der Ausführung des Vornehmens hatte sie noch viel Zeit. Nun mußte er erst gehen und siegen, und Eroberungen die er gemacht waren nicht gleich in der Art in Besitz genommen, wie er es wollte, und geschahe alles, nun so ließen sich noch viele sehr viele Hinderniße bewerkstelligen, die die Frucht in ihrer Reifung aufhielten.

Von Liebe war also gar die Rede nicht mehr. Das Bündniß war Staats-Bündniß. Auch that Miranda wenigstens den Schritt zu ihrer Erholung, daß sie die von ihm verschmähete heiße Liebe einem andern schenkte, der würdiger sie zu

erkennen

erkennen wußte, wenn schon sie nicht lange dieses Glücks genoß, denn ein schneller Tod rafte den neuen Lieblieng hinweg, und sie weinte Thränen der Theilnehmung, die ihr Ehre machen, an seinem Sterbelager.

Viertes Kapitel.

Große Hoffnung von einer, wenig Furcht von der andern Seite.

Mit Miranda zufriedner als er es seit dem ersten Epochen des glücklich werdens gewesen war, kehrte Pansalvin in seinen Pallast, ganz mit den Ideen eines Souverains angefüllt, mit Träumen, die ihm sich selbst schon so darstellten, mit Hofnungen die weit über die Möglichkeit ihrer Erfüllung gespannt waren zurück.

Es ist nicht zu leugnen, daß jeder Weg den er in einer Art von Abhängigkeit zur Fürstin machte, ihm allemahl fast so sauer wurde, als einem armen Sünder der Gang zum Gerichtsplatze. Es war ihm immer, als könne das schon anders seyn, fast alle Menschen die er mit Miranda in enger Bekanntschaft wußte, schienen ihm dazu beygetragen zu haben, daß es noch nicht so sey, und nun war er fest überzeugt, er verließe die Residenz zum letztenmahle so, wie er itzt wäre, und

bey

bey seinem Wiederkehren erschiene er als ein Gott des Planeten.

Konnte er nun auch nicht des Namens sich noch bedienen, den er mit zurückbringen wollte, war er nur Befehlshaber der sämmtlichen Heere Miranda, nicht seiner eignen, so wollte er doch wenigstens äußerlich scheinen was er noch nicht war.

Der Stolze ist gewöhnlich ein großer Liebhaber vom Scheinen, denn es ist wenigstens eine Art von Befriedigung in diesem Schatten der Wahrheit. Auch ist diese Leidenschaft von der Art, daß sie der Schein oft mehr befriedigt, als die Wahrheit selbst, denn in der Wahrheit liegt zuweilen etwas mangelhaftes, weil man sie nackt siehet, da hingegen der Schein immer mehr gewährt, als würklich da ist, und weiter hinaus den Schimmer einer Sache treibt, die noch in der Ideenwelt ruhet.

Man

Man denke sich sich selbst in einer andern Sphäre als in welcher man ist, und man wird sich darin so hoch erhaben sehen, man wird sich so blendende Begriffe davon machen, daß wenn man würklich dahin gelangt, man einen Berg gesehen hat, der nur ein Hügel war.

So ists auch mit dem Scheine gegen andre. Wir scheinen uns in dem was wir sind nie so groß als wir andern scheinen, weil wir die Würklichkeit besitzen die sie noch mit vergrößertem Maaße der Einbildungskraft betrachten.

Es schien auch dem Fürsten der Finsterniß, als ob mit der Zusicherung der einzigen Person, welche ihm irgend etwas hätte in den Weg legen können, seine Absicht auch schon erreicht wäre, die doch immer noch auf so sehr schwankenden Zufällen sich gründete.

Aber mit welcher Hitze griff er auch das Werk an. Vor allen Dingen wurden abgefertigt Boten an alle die irgend einen Antheil in der

Sache nehmen konnten, und sie zum Eifer angefeuert, schnell den Plan zu befördern und zu Ende zu bringen. Nicht um seiner Fürstin rühmliche und ehrenvolle Lorbeern zu schaffen, nein um bald vor der Welt auftreten und sagen zu können: Seht, das that ich! Ich bin von einem gemeinen Krieger zur Herrscher hinaufgerückt. Ich habe mehr als eine Welt erobert. Ich hatte mit nichts angefangen, da jene, die man Welten-Eroberer nennt, schon so viel Macht hatten, daß sie gleich anheben konnten. Was wäre aus mir geworden, wenn ich das gehabt hätte?

So in seiner Seele gestimmt gab der Fürst der Finsterniß die Befehle welche zu seinem glänzenden Feldzuge dienen sollten. Ein Gefolge, wie es immer der Besitzer der Staaten Miranda hätte haben können sollte ihn begleiten. Seine ganzen Einrichtungen waren in der Art, daß er so wie er aus den Mauren der Residenz trat, er den unumschränkten Gebieter spielte, wie denn auch würklich die Begläubigungen, die er hatte, auf unumschränktes Thun und Laßen sich gründe-

ten

ten. — Da war kein Kriegsrath, dem er Rechenschaft ablegen durfte, keine Ordre, die ihm so oder so zu handeln befahl. Er konnte handeln, wie er wollte. Herr eines der mächtigsten Heere auf dem Planeten, war er gleichsam Herr aller Orte, wohin er kam, und wo man sich nicht mit einer größern Macht ihm entgegensetzte.

Miranda hatte ihm alles zugestanden, was er verlangt, kein Zweifel lag in ihrer Seele, daß er nicht ausführen würde, was er versprochen, und so sahe man einer der glänzendsten Epochen entgegen, die Blut färben, und arme Unschuldige vergolden, mit Leben und Gut vergolden sollten. Sie, die Herrscherin ohne Uebereilung fürchtete nicht, was alle fürchteten, die Pansalvin kannten, und in seiner Entfernung viel schlimmes prophezeyeten. Sie dachte des überzeugten Umfanges, den die Liebe zu ihr hatte, und der Haß der den Fürsten der Finsterniß auf so vielen Seiten verfolgte, schien ihr auf so lange Sicherheit zu geben, bis seine vorgesetzten Siege vollendet, und er dann erst, die Liebe die

er beym Heere hatte, zu ihrem Nachtheil anwenden konnte.

So hatte das Schicksaal immer Gleichgewicht gehalten, nur die armen Nachbarn, die eigentlich itzt unter den Scepter gebracht werden sollten, und die gar nicht unzufrieden mit ihrem Schicksaal mit Gewalt den Lohn größerer Zufriedenheit erhalten sollten, diese hatte des Verhängnißes Scharfblick vergeßen, und sie ahndeten nichts von dem, was ihnen bevorstand.

Fünftes Kapitel.

Pansalvins Nachruhm in der Residenz.

Ohnmöglich läßt sichs denken, wie viele Menschen Wehe schrieen, da Pansalvin die Residenz verließ. Anfangs war alles zu dem Dienste desjenigen bereitwillig gewesen, dem die Fürstin ihre Gnade in einem so unbedingten Maaße zugestanden.

Wie der Mensch gewöhnlich jeden Weg sucht, wo ihm ein Vortheil leuchten kann, eine Gesinnung, die ihm nicht zu verdenken, und nicht zu verüblen ist, so hatte man sich auch bestrebt, um den Fürsten sich zu versammlen, und seine Dienste ihm selbst aufzutragen.

Pansalvin, geneigt jedem es hoch anzurechnen, daß er ihm erlaubte ihm zu dienen, hatte aller dieser Menschen Dienste sehr friedlich angenommen, aber sehr kriegsmäßig sie erwiedert, denn wenn vom Ersatz für diese Dienste die Rede war, da war niemand zu Hause, und die armen Menschen, die sich vom Lieblinge einer Fürstin, von dem reichsten Manne in ihrem Staaten, von

einem Subjekte dem sie Großmuth zutraueten, alles versprochen, die es oft gesegnet hatten, daß sie mit dem Hause in Verbindung gekommen, mußten nun ihr einiges Gut schwinden sehen, welches sie durch ihn vermehren zu können glaubten, mußten den sauren Schweiß ihrer Arbeit, den sie sich zu erleichtern hoften, vermehren, um kümmerliche Tage zu leben, da sie von vergnügten geträumet.

Und wenn auch nach tausendfachen Vorstellungen nach jahrelangem Warten endlich sie zu ihrer Bezahlung kamen, so hatten sie indessen, vom Wucher gefressen schon mehr hingeben müßen, als das ganze betrug, so hatte er ihnen durch tagelanges Laufen, und ewiges Stehen in seinen Vorhöfen die Zeit geraubt, die sie zu ihrer Arbeit anwenden mußten. Weiber und Kinder waren vor Verdruß gemißhandelt worden, Scenen hatte er veranlaßt, die er selbst nicht ohne Grausen hätte ansehen können, wenn er zugegen gewesen wäre.

Wahrlich, man kann es einem Großen, besonders aber einem Günstlinge, der doch gewiß immer im Stande ist, dergleichen zu befriedigen, nicht

nicht hart genug sagen, wie unverantwortlich, wie grausam und unbarmherzig er handelt, wenn er arme Handwerker, wenn er Künstler und Handelsleute um das wenige zu schmälern sucht, was sie an ihm verdienen, wenn er gar ihnen das vorenthält, was sie aus ihren kleinen Vorräthen genommen, um seine Wünsche zu erfüllen. Wenn er bedenkt, daß während er in seiner warmen Stube sitzt, und jeder Wollust frohnt, die der Reichthum ihm gewährt, Menschen in seinen Vorzimmern frieren denen er die Gesundheit schwächt, das Leben kürzt, daß, während er an der vollen Tafel sitzt, diejenigen, die für diese Tafel arbeiteten, hungern, und ihre Kinder um Brod schreyen, so muß Schaamröthe in ihm aufsteigen. Der Bißen im Munde muß ihm zu Gift werden, wenn er noch einem, der es bedarf, etwas schuldig ist. Das Geschenk, welches er seiner Maitresse für die Freuden der verwichenen Nacht macht, muß ihm zum glühenden Brandmark werden.

Wenn der Schimmer der Hoheit solche Auftritte bedeckt, so möchte man weinen, daß es Große giebt, und wenn er oft selbst der menschen-

freundlichste Mann ist, so sind seine Untergebne die, die mit dem seinigen wuchern, und alle die Laster üben, die er nicht geübt wissen will. Aber alle diese Laster, alle ihre Folgen fallen auf ihn zurück, denn seine Sorge sollte dahin gehen, das es nicht geschähe.

Und wie leicht wäre ihm das möglich? Es hat Große gegeben, die sich nicht scheueten einen öffentlichen Aufruf an diejenigen zu thun, welche noch Forderungen an ihnen hätten. Sie merkten auf die Winke derer, die ihnen die Mißbräuche ihrer Diener aufdeckten, und sie dachten zu edel, dergleichen Mißbräuche zu wollen.

Aber freylich würde manchem Großen das Haus zu enge für die werden, die sie dann belagerten, und wenn der Pallast auch noch so groß wäre.

O viele — viele waren durch Pansalvins gütige Vorsorge verarmt. Viele hatten aus Kummer ihr Leben geendet, viele kränkelten auf den Siechbetten. Manche, o daß wir es sagen müßen, waren durch ihn ins Elend gewandert, weil sie die Forderungen an ihn hatten gültig machen wollen.

Der

Der Seufzer waren daher viele, da Pansalvin die Residenz verließ. Aber auch großes Frohlocken war hin und wieder vernommen. Viele prießen sich glücklich, daß sie nicht mehr in die Verlegenheit kommen konnten, von ihm aufgefordert zu werden, ihm zu dienen, denn manche hatten ihm mit Gewalt dienen müssen, um nicht verschiedene Vortheile zu verlieren, die er ihnen entziehen konnte. Viele waren froh, wenigstens nicht mehr ihre Zeit mit Laufen zu verschwenden, nnd nahmen sich vor zu vergessen, was sie mit Recht fordern konnten.

Wir wollen nicht von vielen reden, die nun sich in Sicherheit für Bedrückungen hielten, die seine Ausschweifungen oft begehrten.

Aber auch große Freude entstand unter dem höhern Stande, die der Fürstin zu gefallen, oder aus Bedürfniß seiner Gnade sein Vorzimmer zieren mußten. Das Joch, welches die Rücken bog, schien nun zerbrochen, und gerade konnte jeder gen Himmel sehen, der sich vorher einen Blick herab angewöhnt, um nicht in seiner Gegenwart sich einmahl zu vergessen, denn ein

gerader Blick konnte ihn sehr verdrießlich machen, und er ließ es den empfinden, der mit einer Miene, die ihm zu stolz vorkam sich ihm näherte.

Die verächtliche Art, mit welcher er so vielen begegnete war ein zu verhaßter Gegenstand geworden. Man sprach davon mit einem unbeschreiblichen Unwillen, und so viele, die ihn mit angesehen hatten, so viel andre, die selbst ihn empfunden, dankten in ihrem Herzen dem Schicksaale, daß es ein solches Uebel aus der Residenz hinweggebannt Es war um so auffallender von ihm, da die Fürstin selbst äusserst leutseelig war, da sie die allgemeine Trösterin genannt wurde, da in der That niemand, der sich ihrem Thron nähern konnte, unzufrieden von demselben weggieng. Und wie viele konnten das nicht? Bis Pansalvin ein so großes Uebergewicht über die übrigen ihr zur Seite stehenden erhielt, hatte jedermann dieses Recht. Ihre Großen machten es sich sogar zur Pflicht, die Fürstin allen zu zeigen, und sie selbst zu bitten, keinem ihrer Unterthanen das Gehör zu versagen. Besonders

sonders hatte jeder Fremder, jeder der irgend ein Anliegen besondrer Art hatte, irgend einen guten Vorschlag, irgend etwas, was er seiner Fürstin zu entdecken wünschte, den freyen Zutritt so bald er sich darum meldete.

Itzt gieng freylich alles durch Pansalvins Willen. Wen er nicht gehört, und sein Anliegen vernommen, der durfte gar nicht zu Miranda, und dann doch erst der, dessen Verlangen er gut geheißen.

Alle freylich konnte er nicht entfernen. Das wäre zu auffallend gewesen, und das machte, daß die Fürstin denn doch die allgemeine Liebe behielt, denn was er nur irgend vorlassen konnte, lies er vor, obwohl mit Einschränkungen, die manchmahl tyrannisch waren. Dem gemeinen Manne blieb der Weg zu der Fürstin immer wie vorher an öffentlichen Festen offen, wo er es nicht verhindern konnte, weil er diese nicht abzuschaffen vermochte, und da sie sich hier immer gleich gütig und herablassend blieb, so konnte sie auch nichts in der allgemeinen Achtung verlieren, die sich da beynahe in Vergötterung

auflößte. Auch hatte Pansalvins Gewalt über sie nicht vermocht den schönen menschenfreundlichen Charakter aus ihrem Herzen zu verdrängen.

Und von dieser Seite freute man sich auch, denn nun wußte man daß der Zutritt zu ihr ofner sey, daß man ohne von seiner Einschränkung etwas zu fürchten, mit ihr würde reden können, und daß Dinge, die er bisher für sich benutzt, und schlecht bezahlt, nun zu ihr kamen, die gewohnt war, den Künstler und fleißigen Handwerker auch fürstlich zu belohnen.

Im ganzen können wir daher sagen, daß sein Nachruhm in der Residenz eben nicht der beste war, und daß ihn niemand sonderlich mißte, außer etwa der Troß von schmeichelnden Müßiggängern, der seinen Dunstkreis ausmachte, oder Personen, die durch Verwandschaft oder andre Ketten mit ihm verbunden waren.

Sechstes Kapitel.

Seine erste Erscheinung im neuen Kreise.

Dagegen war im neuen Kreise in welchen er trat, alles voll Jubel und Leben. Seine Maaßregeln waren von jeher gewesen, alles was zum Kriegsstande gehörte, hoch zu schätzen, besonders je tiefer der Rang hinabgieng, den man da bekleidete. Denn je höher der Rang war desto mehr verlangte er Ehrfurcht. Hier war auch seine Macht am stärksten, denn das waren einzelne denen er schaden konnte, die aber ihm nichts zu thun vermögend waren, dahingegen denen kleinern er nicht, oder doch sehr wenig schaden konnte, sie hingegen ihm sehr viel, wenn sie gemeinschaftlich handelten. Unter dem Heere waren sehr viele von denen, die schon zu den Zeiten des Feldherrn Basta ihn gekannt, und die daher, da er sich damahls so außerordentlich beliebt zu machen gewußt, seinen Ruhm auf die übrigen mit verbreitet, und sie angefeuert hatten, den, der sie nun alle zu glücklichen Menschen machen würde, mit einem Jubel zu em-

pfangen, der seiner Größe würdig wäre. Sie hatten so manche Wohlthaten erzählt, die er würklich damals durch die Freygebigkeit der Fürstin gestärkt auf sie hatte können fallen lassen, daß den neuen Kameraden der Mund wäßerte.

Daher war es von Seiten des gemeinen Kriegers entschieden, der Himmel fange für sie an zu werden, und als ein Engel aus demselben, wo nicht als ein Gott wurde er aufgenommen.

Aber auch von Seiten der Höhern war der Empfang nicht minder glänzend. So wie allemahl der große Mann in der Entfernung größer ist, als er in der Nähe bey genauerer Kenntniß bleibt, so war auch der Schall von Pansalvin tönend in aller Ohren gewesen, und die vielen seiner Untugenden waren nicht bis zu den Ohren derer gekommen, die nur zu seinem Lobe sie öffneten, und wenn ja Tadel kam, für Neid ihn hielten, oder gar für Verläumdung, die man dem

Lieb-

Lieblinge der Fürstin andichtete, den alle nicht erreichen konnten.

Da überhaupt bey den Kriegern das Ansehen einen großen Einfluß mit hat, so kam es auch hier in Betrachtung, und der martialische Pansalvin verdiente gleich durch diese Eigenschaft ihre Verehrung.

Außerdem war ihnen sein Stolz schon bekannt, und da der größere Theil der Menschen den Mantel nach dem Winde zu hängen pflegte, so bekümmerte man sich auch hier größtentheils bey Zeiten um demüthige Mienen, und schmeichelhafte Worte, doch gab es auch Krieger, deren sich bewußte Verdienste das nicht zu bedürfen schienen, sondern die sich auf ihren Werth verlassend, mit diesem im Gesichte und Anstand sich vor ihn stellten.

Auch war Pansalvin weise genug, hier den gehörigen Unterschied zu machen. So viel er sich an auswärtigen Höfen Menschen hielt,

die

die ihm alles berichten mußten, was daselbst vorfiel, und ihrer Aufmerksamkeit bekannt werden konnte, so hatte er auch bey dem Heere seine Freunde, die auf alles acht hatten, eines jeden Aufführung, Geltung und sogar Charakter ihm hinterbringen mußten, wenn er der Bemerkung werth schien, und so hatte Pansalvin würklich in der weiten Entfernung eine lokale Kenntniß, die ihm das Nachforschen ersparte, und gleich ihn in den Stand setzte, jeden so zu behandeln, wie er ihn zu benutzen dachte.

Diese seine weise Erforschung auch der auswärtigen Meynungen und Gesinnungen war ihm eine Quelle politischer Beurtheilungen, und gab ihm die Uebersicht aller Verhältnisse, welche Uebersicht man an ihm so sehr bewunderte, die aber kein Wunder war, wenn man über Millionen zu gebieten hat.

So viel, ist gewiß, Pansalvins Empfang bey dem Heere war entscheidend glänzend, und da er selbst nun alles anwandte, die

die Meynung von sich auch glänzend zu machen, da er prachtvoll erschien, und das ganze Heer Theil an den Festen nehmen mußte, die er gab, so mußte sein Eindruck viel wirken.

Siebentes Kapitel.

Fortgang in demselben.

Die Pracht des Fürsten der Finsterniß selbst bey seinem Aufenthalt in der Residenz und besonders möchte man sagen bey seinem Heere, war außerordentlich, und mit dem größten Rechte verschwenderisch zu nennen.

In der Residenz war es gewiß, daß, abgerechnet, was die Fürstin der Hofchargen wegen in ihren Ausgaben mehr aufwenden mußte, seine häusliche Wirthschaft unendlich mehr kostete, als die ihrige. Er gab Tafeln wie sie, Festins wie sie. Er hatte seine eigne *Kapelle*, *seine eigne Oper*, er hatte in seinen Diensten mehr Personen als sie. Er trieb den Luxus der feinsten Gerichte, der seltensten Getränke weiter wie sie.

Und alles dieses genoß man bey der Fürstin gern, mit Freuden, und im Anschauen ihres fröhlichen Gesichts. Und wer zu ihm geladen war, der gieng als ob er zu einem Zwangsmahle gienge, empfieng größtentheils unwillig die Einladung,

ladung, begab sich unwillig dahin, weil das steifste Ceremoniel seiner wartete, weil er überdies nicht wußte, ob er etwa in dem Augenblicke des besten Genießens dem Fürsten zu wenig respektvoll vorkäme, und ob er nicht in der Folge dieses Mahl sehr theuer bezahlen müßte, und auf ein oder die andere Weise den Haß dessen auf sich zöge, der einmahl der unabänderliche Bestimmer seines Schicksaals war.

Daher sahe auch der Fürst selten fröhliche Gesichter in seinen Zusammenkünften, und daher mochte es wohl kommen, daß er wenn eben seine eigene fröhliche Laune eintratt, Tonnen Goldes darum gegeben hätte, lauter heitre Gesichter um sich sehen zu können. Welcher Geizige, welcher Ehrgeizige hat nicht Stunden, in welchen die Nebel, die ihn so sehr von den übrigen Menschen ausschließen, sich nicht von ihm entfernen sollten? So selten die Augenblicke auch bey dem Fürsten waren, so mußten sie doch empfindlich für ihn seyn, wenn er dann den Zwang erkannte der um ihn herrschte.

Aller dieser Staat, all diese Verschwendung begleitete ihn auch im Felde, wo denn alles das nur um so kostbarer war, und seinem Hofe, und im Grunde dem Lande zu einer äusserst drückenden Last werden mußte.

Man versichert, daß es nothwendige Staatsbedürfnisse gegeben, zu deren Erfüllung man aus den Kassen die Summen nehmen wollen, und anstatt der Summen erhielt man Quittungen vom Fürsten der Finsterniß weil er jeder Kasse sich frey bedienen durfte.

Bey diesem allen aber muß man sagen, es war dem Fürsten, wenn wir seine Person und seine eignen Bedürfnisse nehmen, *nothwendig* in einer solchen Pracht, in so verschiedenen Reizen, in einer solchen Zerstreuung zu leben, so viele Veränderungen zu haben, und so vielen *befehlen* zu dürfen.

Denn da die Handlungen und die Ausführung der Sache dem flügelgleichen Schritte, welchen seine Einbildungskraft nahm, nicht nachfolgen konnte, und daher seine Wünsche Aufenthalt litten, so preßte der Verdruß der darüber

entstand sich in Launen aus, und was war billiger, als daß ein so großer Mann, der einer Fürstin Liebling und Herr eines unermeßlichen Staats war, von Geschöpfen umwimmelt werden mußte, die diese Launen entweder vertreiben, oder sich zum Spielwerk gebrauchen lassen mußten, um ihre Schwere zu fühlen, und ihren Eigensinn an sich kühlen zu lassen.

Deswegen war es aber noch keine Folge, daß der Fürst von lauter Schmeichlern und Personen umgeben gewesen wäre, die seiner Laune zum Spiel dienten. Er mußte verdienstvolle Männer um sich haben, die Thätigkeit und Arbeitsamkeit ihm werth machen mußten, die er auch schätzen mußte, und die wieder auf der andern Seite, weil sie seine Launen kannten, sie ertrugen, und wenigstens keine Gelegenheit ihm gaben, sie jemahls über sie auszulassen, weil sie mit der pünktlichsten Genauigkeit ausführten was ihnen zukam.

Wollte er in der Art fortfahren groß zu seyn, wie er es war, so bedurfte er solcher Menschen, und wenn er sie bedurfte mußte er sie

auch schätzen, um sie zu behalten. Selbst in den Stunden seiner Launen, mitten in den Anfällen derselben mäßigte er sie gegen die, welche ihm nothwendig waren, ein Weg, dessen auch von jeher, alle Tyrannen sich bedient haben, um nicht selbst in Schlingen zu fallen.

Doch läßt sich von Pansalvin nicht behaupten, daß er einen einzigen Herzensfreund gehabt habe. Die innige Ergießung dieses so schönen Gefühls war ihm ganz unbekannt. Sie ist beym Ehrgeiz nie zu finden. Sie verbindet sich nicht mit dem Stolze der den Menschen über den Menschen hinwegsetzt.

Krieger waren die den Fürsten am nächsten umgebenden. Diese waren gewöhnt, an das, was er verlangte, an steife Subordination, und schätzten sie den Karakter des Mannes nicht unter dessen Befehlen sie standen, so ehrten sie doch den Rang den er behauptete, waren um ihres eignen Vortheils willen zufrieden mit seinen Anordnungen, und kämpften gern unter ihm, weil das Glück seine Unternehmungen begleitete, und Siege seine Plane krönten.

Er hatte einen Mann bey sich, der ein Muster von Geschäftigkeit und Thätigkeit genannt zu werden verdiente, einen Mann, der durch die Aufmerksamkeit, die er auf alles wendete, was Pansalvin angieng, nicht wenig dazu beytrug, daß seine Unternehmungen einen so glücklichen Fortgang hatten, allein er schätzte diesen auch, und er selbst mußte sichs gestehen, wenn ers gleich nicht laut gestand, daß ohne diesen und ohne verschiedene andere, die noch bey seinen Geschäften die Unteraufsicht hatten, nie der Erfolg seinen Wünschen so entsprochen hätte.

Achtes Kapitel.

Fortgang seiner Unternehmungen.

Pansalvin wußte vorher, daß so wie der Mann, den er bey seinen Plänen fürchtete, der Mann, den er nie auf seine Seite hatte bringen können, der sich nicht einmahl mit ihm eingelassen, weil er es nicht liebte, wenn ein anderer, als der selbst Herr der Staaten war, über Staaten disponirte, daß so wie dieser die Augen zuthät, er nichts, auch nicht das entfernteste von der Seite mehr zu befürchten habe. Selbst sein oder vielmehr seiner Fürstin Bundsgenosse hatte diesen Zeitpunkt abgewartet, und nicht ehe das lange geschloßne Bündniß erbfnen, und wirksam Hand daran legen wollen.

Bey diesem Bündnisse glaubte er zwar das meiste gethan zu haben, im Grunde aber hatte er das nicht. Es war blos Miranda, die diesen Einfluß auf den sonst so menschenfreund-

lichen denkenden Fürsten gemacht, und niemand konnte sonderlich begreifen, wie es möglich gewesen, daß er von seinen sonst so friedliebenden Gesinnungen von seinen allgemeinen Wünschen allgemeines Guten abgegangen, und hier sich von der Eitelkeit der Eroberung blenden lassen. Abergläubige wollten es einer magischen Kraft Mirandas zuschreiben. Eigentlich war es die große Vorspiegelung, die man Miranden gemacht, und welche auch sie wieder jenem ihren Freunde machte, daß hier Gutes zu befördern sey, daß die Unterthanen jener Landstriche der veränderten Herrschaft sich höchlich erfreuen, und sich glückseelig preißen würden.

Richtig war es, daß die Nachbarschaft beyder Staaten Unsicherheit und Unruhe von der Seite, wo sie mit dem zu befehdenden Nachbar grenzten, erlebte, und daß man wenn man diesen Nachbar über einen gewissen Strich seiner Grenze zurücktreibe, dann nichts mehr von ihm zu befürchten hätte. Einleuchtend war der

Vorschlag dem Bundsgenossen, schön schien ihm der daraus zu erhaltende Vortheil, allein darum war es immer noch nicht recht, daß die Fehde angefangen wurde, darum verlor das Unrecht nichts, welches dem Nachbar geschahe, darum waren die armen Leidenden, die durch diesen Krieg um das ihrige kommen sollten, nicht gerechtfertigte Opfer desselben, darum war das Blut so vieler Menschen nicht durch den Gewinn bezahlt, den man erreichte, daß man die Provinzen sein nannte

An den Anschlägen Pansalvins und seinen Plänen hatte dieser Bundsgenosse keinen Theil. Ihn ließ er machen, was er wollte, er hatte zwar etwas von dem gehört, was er im Schilde führte, denn ganz unbekannt ihn damit zu lassen, war wegen der Zukunft nicht wohl rathsam, allein er hatte das als ein Hirngespenst angenommen, wie jeder es angenommen haben würde, der da wußte, auf was alles es noch beruhete, bis es zu Stande kam.

Ge-

Gemeinschaftlich brach man aber nun loß. Gemeinschaftlich gieng es auf den gemeinen Feind, der sehr laut über Ungerechtigkeit schrie. Würklich waren die Vorwände zum Kriege von Seiten Miranda kahl und der Sache gar nicht angemeßen, und der Bundsgenoße hatte gar keine, und mußte bloß den nehmen seinem Bundsgenossen beyzustehen, und das klang denn nicht wenig paradox in einer ungerechten Sache noch Beystand zu leisten.

Denken laßen that man gemeiniglich die Leute, was sie wollen, wenn sie es nur nicht denen ins Gesichte sagen, die es nicht gesagt wissen wollen, und so war es auch Miranda und ihres Bundsgenossen Meynung, auf Gedanken nicht zu antworten, und wenn auch einige, die wohl davon sprechen konnten, etwas sagen sollten, so zu thun, als höre man nicht wohl.

Uebrigens ließ man tapfer drauf loß marschieren, und zeigte genugsam, daß es mit der Sache

Ernst

Ernst sey. Von Seiten Pansalvins, dessen Glück ihn auch in den tadelnswürdigsten Unternehmungen nicht verließ, gieng alles vollkommen gut, seine Waffen waren unbesiegbar. Seine Völker kämpften wie Löwen, und wohin sein Fußtritt nur kam, da gab es blutige Schlachten, die ihm immer wenig kosteten, eroberte Städte, überschwemmte Provinzen, Gewimmer der Sterbenden, brennende Dörfer, arme Bettler, siegreiche Krieger und viel Beute. Seine Läger waren ein Auffenthalt der Freuden, eine Fülle des Wohllebens, ein Schauplatz von Ergötzungen, die die Klagen der Beraubten übertäubten.

Nicht ganz so gut gieng es anfangs auf Seiten seines Bundsgenossen. Da war weniger Glück, so gar viel Unglück. Man fieng an zu verlieren. Doch ließ man den Muth nicht sinken. Helden sind das nicht gewohnt, und auch da gab es Helden, die zwar wohl einmahl zum Weichen gebracht werden konnten, aber doch deswegen nicht ganz zurückblieben.

Pan-

Pansalvin bekam endlich einen Held an seine Seite, der ihm in Glück und Tapferkeit gleich war, wenn schon sein übriger Charakter so wenig mit ihm harmonirte, daß er vielmehr aus den Wohnungen des Lichts herabgesandt zu seyn schien.

Nun wurde beyder Heere Muth noch mehr gestärkt. Nun da beyde vorrücken konnten, war man seiner Sache um so gewisser. Man konnte besser, thätiger zu Werke gehen, man konnte seinen Feind ganz im Innern angreifen.

Stolzer als je sahe Pansalvin auf die Zukunft hinaus. Seine Plane schienen nunmehr ganz leicht auszuführen. Seine Erwartungen, die er nie für betrüglich gehalten, schienen allen Hindernissen entgangen zu seyn.

Gewiß der glücklichen Zukunft nahm er in stillen Stunden schon die Uebersicht der Provinzen vor, die er schon hatte, und die er noch zu

erobern

erobern gedachte, maß die Größe seines künftigen Eigenthums, brachte halbe Nächte damit zu, seine Vorschläge zu Stande zu bringen, theilte seine Besitzungen ein, gab ihnen den allgemeinen Namen, von welchen er sich nennen wollte, und die besondern, mit welchen er seine Untereintheilungen zu belegen gedachte, suchte seine Subjekte aus, die ihm zur Seite seyn sollten, ernannte seinen Liebling, der ihm das werden könnte, was er Miranda gewesen, nur mit einigem Unterschiede, denn so sehr wünschte er nie einen, als er es gewesen war.

Mitten in seiner Thätigkeit für sich selbst vergaß er aber auch nicht, noch Miranda sich zu erhalten. Mit freudigen Nachrichten seiner Siege beschenkte er sie häufig, und alle die er ihr gab, lauteten nur, als ob sie diejenige wäre, für welche dieses alles geschehen.

Er dachte, es bedürfe es nicht, daß jemand der etwan indessen das Vertrauen Miranda gewon-

wonnen, durch ihn selbst überzeugt würde, daß, was die Fürstin ihm anvertrauet, wahr sey. Ihr Wort, und seine eigne Macht waren ihm genug, zu rechter Zeit seine Sache zu Stande zu bringen.

Neuntes Kapitel.

Ein kleiner Sprung mit Meilen Tritten in die Residenz.

Wir kehren wieder dahin zurück, wo Friede mehr herrschte, als Pansalvin glaubte, wo würklich Ruhe seit seiner Abwesenheit sehr Platz genommen, und wo Miranda einmahl ganz wieder war, was sie immer gewesen, die liebevolle Fürstin ihres Landes, was sie aber doch wieder mehr war, als zu seinen Zetien.

Seine Entfernung hatte kleine Händel geschlichtet, die selbst in ihrem häuslichen Zirkel entstanden waren, wo der Stolz Pansalvins mit eben der Unzufriedenheit gesehen wurde, mit welcher man ihn in den übrigen Theilen der Residenz erblickte.

Sonst war es nicht zu läugnen, daß man nicht sehr gegen diesen Krieg war, sondern, daß er mehr allgemein gebilliget, als verworfen wurde, daß man sich ernstlich der Nachrichten annahm, die daher kamen, und mit Begierde erwartete,

daß sie gut wären, und da nun alle gut waren, da der Fürst immer eine Nachricht über die andere von eroberten Provinzen, und ersiegten Schlachten gab, so war auch in der Residenz sehr oft alles reich an Festen, und niemand, der nicht seine Verdienste bis in den Himmel erhob, die man ihm bey seinen Fehlern ließ, und die Fürstin segnete, daß sie ihn an diesen Posten gewiesen hatte, dem er vorzustehen am ersten fähig war.

Miranda erhielt seine Nachrichten aber nicht ganz mit der Seelenruhe, mit welcher sie sie ohne seine Pläne angehört haben würde. Sie wußte sehr wohl, daß diesem schönen Wetter ein harter Sturm und ein Ungewitter nachfolgen würde, in welchem es schlimme Schläge geben müßte.

Auch viele von denen, die das Ruder des Staats jetzt in Händen hatten waren bey seiner Abreise nicht der Meynung gewesen, daß seine Fortschritte so glücklich von statten gehen würden, denn daß er dadurch um so gefährlicher wurde, waren sie fest versichert. Nun trat der Fall ein, nun hielten sie es für ihre Pflicht, Miranda

zu warnen, und sie zu bitten, daß sie wenigstens solche Maaßregeln nehmen möchte, daß allenfalls seinen kühnen Unternehmungen ein Damm entgegengesezt werden könnte, den die Vorsicht erfordere.

Sey es, daß Miranda schon gewiße Dinge, die keines Menschen Auge je werden enthüllt werden, verordnet sey es daß sie über den Punkt, daß Pansalvin ihr selbst zu nahe treten sollte, ruhig war, und nur den fürchtete, daß ihrer Größe durch die seinige Abbruch geschehen könnte, oder hatte sie würklich willens ein Opfer der Art ihm zu bringen, genug sie war still zu diesen Erinnerungen, versicherte, man trüge vergebens Sorge deswegen, und ließ sich auf nichts ein, was irgend den Fürsten in seinen Maßregeln hätte stören können.

Sie schrieb ihm ihre Antworten voll ihrer Genade, und wünschte ihm jedesmahl zu einem neuen Siege Glück, bezeugte jedesmahl übermäßige Zufriedenheit, und hofte den Fortgang seiner glücklichen Waffen.

Die ersten Nachrichten von dem Unstern des Bundesgenossen wurden in der Residenz ziemlich

gleich-

gleichgültig angehört. Man war der Meynung, Miranda habe dieses Bündnisses Zweck vollkommen erreicht, weil dadurch dem Feinde ein großer Theil seines Heeres gegen ihre Völker unbrauchbar geworden, und man zweifelte nicht der siegreiche Pansalvin würde, wenn er erst den Feind selbst an seinem Throne erschüttert, den Bundsgenoßen auch wohl Luft machen.

Die zweyten Nachrichten ihrer ebenmäßigen Siege, hörte man mit Freuden, denn nun war nichts gewißer, als jener gefährliche Nachbar sey ganz gedämpft, und werde bald so weit weichen müssen, als man beschlossen ihn weichen zu lassen.

Ob aber in dem Kabinette Mirandas gerade die Nachrichten so froh aufgenommen wurden, wollen wir nicht zuzusagen wagen, und wenn man diejenigen, die es dirigirten, auf ihr Gewissen befragt hätte, so hätte doch wohl mancher gestehen müssen, der fortdauernde Unstern wäre für seine Absichten besser gewesen, denn in der Art und Weise wie man diese Verbindung eingeleitet, konnte der Eigennutz gar nicht verkannt werden.

Auch hatte sich seit dieser Zeit, da man das Bündniß eingegangen, so manches geändert, was das politische System auf einen andern Fuß zu setzen wichtig genug war. Einer der größten Fürsten des Planeten hatte in seinem Staate eine Veränderung erlitten, die gar zu vielen allgemeinen Einfluß drohete, und worüber man seine eignen Händel zu vergessen schien. Der Fürst der Finsterniß hatte würklich weise Vorblicke in diese mögliche Staatsveränderung schon lange gethan, und hatte selbst itzt aus der Entfernung die Fürstin darauf aufmerksam gemacht.

„Ich hatte vor langer Zeit, sagte er unter andern, den Gedanken, daß Ew. Durchlaucht sich in diese Staatsangelegenheit mischen, daß sie sich zur Vermittlerin zwischen dem Souverain und Ständen anbieten sollten, daß wir hierdurch unsern mächtigen Einfluß der Welt einmahl dargethan hätten. Allein damahls hatte Graf Körwit mächtigere Ueberredungsgründe als ich, damahls glaubten Sie — doch das sind geschehene Dinge. Die Folgen werden schrecklich seyn, bis zu uns werden sie schwerlich dringen, allein andere werden

sie

sie gewiß fühlen, und es wird so viel kosten, die Sache nun ins gleiche zu bringen, daß man darüber staunen wird."

Miranda hatte manche schlaflose Nacht über jene neuen Erscheinungen, die man wenigstens in der Art nicht möglich geglaubt hätte, denen man hernach nicht die rechten Maasregeln entgegensetzte, und die dadurch täglich wichtiger wurden. Es ist nicht zu läugnen, daß Miranda oder wenigstens ihr Kabinet sehr oft gewünscht hätte in diesen kritischen Zeitpunkten noch mit dem Kriege angestanden zu haben. Er mochte Siege bringen, wie er wollte, Beute gewähren mehr als er kostete, Hofnungen auf künftige wichtige Besitzungen bestätigen, so schwächte er das Mark des Landes die Menschen, und diese konnten aus dem ausgesogenen eroberten Striche Landes nicht ersetzt werden, wenn sie eben nöthig waren.

Der Fürst verschwendete entsetzliche Summen, die immer aufgebracht werden mußten, und die Beute diente dagegen nur dazu, ihn zu bereichern, welches er denn auch für sich fein anzuwenden nicht unterlies. Man sahe keine wahren Vor-

theile fürs Ganze bey diesem Kriege, wenn schon das Volk die eroberten Provinzen als Kostbarkeiten betrachtete. Ihm war es leicht, auf diese Art sehr leicht, etwas in der Art vorzumahlen, und er beruhigte sich dabey, ohne zu wissen, wie sehr es dadurch litt.

Zehntes Kapitel.

Der Schöne Traum wird immer lebendiger, doch mit Unruhe gewürzt.

Beym Fürsten hieng indessen der Himmel oft voller Geigen. Sein Heer befand sich in den reichen feindlichen Ländern treflich, deren Einwohner sich desto elender befanden.

Ihn rührte es nicht, wenn die Gewalt seiner Heere Dörfer aufrieb, und Städte verwüstete. Ein Feind, der einmahl sein Feind war, hatte weiter keine Ansprüche auf seine Menschlichkeit und auf sein Mitleiden zu machen. Provinzen voll Bettler sahe er ohne Rührung an. Er wollte sie freylich einst beherrschen, aber es war ihm recht, wenn sie nachher durch ihrer Hände Arbeit sich erst wieder empor helfen, und er durch ihre Reichthümer itzt einen Schatz auf die Zukunft sich hatte sammlen können.

Ihn rührte es nicht, daß so viel brave Unterthanen Mirandas ein Opfer wurden, um seine Herrschbegierde zu befriedigen, Menschen, deren jeder vielleicht den ursprünglichen Gesetzen der

Natur nach mehr werth war, als deren jeder seinem bloßen Worte, es sey für eine gerechte Sache, diesem bloßen Worte nach in den Tod gieng, indessen er in seiner Seele eines bessern überzeugt seyn mußte, daß er nicht die geringsten Ansprüche auf alles habe, was er hier geraubt, denn mit einem andern Namen lies sich sein Einfall nicht füglich belegen.

Ihn rührte es nicht, daß seines Bundsgenossen Schaaren um seinetwillen geschwächt wurden, nicht, daß tausende in den Tod giengen, tausende durch Krankheiten hingeraft wurden, tausende den Urheber dieses Kriegs verwünschten, der er im Grunde war.

Nicht rührte es ihn, daß die Länder seines Bundsgenossen ausgesogen wurden, um einen unnützen Krieg auszuhalten, daß der Beherrscher derselben in Gefahr war, den schönen durch eine lange Reihe von Jahren nun so glückliche Regierung erlangten Ruf gänzlich zu verlieren, ja daß dieser Schritt schon bey vielen seiner Unterthanen ein Mistrauen erregt hatte, ob er es auch würklich so gut mit ihnen meine.

O was

O was hätte ihn auch rühren können, der nur einig in neuen Vorbereitungen zu grausamen Verheerungen lebte, der seine Hände nach dem Throne eines unschuldigen Regenten ausstrekte, und nicht eher ruhen wollte, bis er mit der Hauptstadt seines Reichs und ihren unermeßlichen Schätzen bereichert die Grundveste jenes Throns erschüttert, und sich bis dahin, bis an die Ufer eines großen Sees für sein kommendes Reich ausgebreitet, Grenzen die wahrlich noch unzählige Opfer forderten.

Was konnte ihn rühren, der ausser den Beschäftigungen mit seinem kommenden Plane im ewigen Wohlleben lebte, nach seiner eigensinnigen Kabrice, bald jederman Stillschweigen auflegte, bald mitten in der Nacht eine Menge Menschen aufrief, um mit ihrem Daseyn die Laune seines Vergnügens zu befördern, der freylich die Beschwerlichkeiten des Krieges nicht fühlte, da er in einer königlichen Pracht alle Bequemlichkeiten genoß, als ob er zu Hause wäre, der wohl hundert Meilen weit sich einen Menschen holen ließ, um seine Talente kennen zu lernen, und dann nach

acht Tagen ihn erst sahe, und hundert Meilen ihn wieder zurückzusenden, der sein Serail mit sich führte, und das Ebenbild der Schönheit selbst noch schöner hätte haben mögen, um die schönste ihres Geschlechts zu besitzen; der eben diesen schönen Geschöpfen die er um sich hatte, verdrieslich begegnete, weil sie mit ihrer Anmuth seine Laune verscheuchen wollten, der ihnen unmenschlich begegnete, wenn sie einen andern nur ansahen, kurz der in jedem Augenblicke einer andern Leidenschaft Sklave war.

Jemehr er sich seinem Glücke näherte, desto unruhiger ward seine Seele. Wars eine heimliche Ahndung, daß es doch nicht so enden würde, wie er es wünschte und glaubte, oder fieng er an, welches doch am Ende nie ausbleibt, fieng er an zu fühlen, sein Leben sey nicht das, was es hätte seyn können, und fiengen Gewissensskrupel, die er sich selbst in Launen und Mismuth zu hüllen suchte an, den innerlich mit einem unbekannten Feuer zu quälen, der keine Ewigkeit für seine schönen Aussichten hoffen durfte?

Genug es wechselten seine Sonderbarkeiten von Augenblick zu Augenblick immer mehr ab, und wenn Pansalvin die halben Nächte mit Berechnungen seines künftigen Landes zugebracht, so konnte er die andre Hälfte derselben kaum ruhen. Dann waren seine Morgen mit einer Düsterkeit umgeben, die die reellen Leute um ihn her staunen, die andern zittern machte. Die ihn genauer kannten, bedauerten ihn dann, weil er von Unruhen gequält wurde, die sie nicht angenehm zu nennen vermochten.

Wir haben gleich im Anfange unsrer Geschichte ein solches Beyspiel seiner innern Gefühle gesehen, wo er selbst nicht wußte, was er denken sollte, und ob er seine Größe glücklich nennen konnte. So wie aber dort ein Zwischenspiel die Uebersicht verdarb, die er wohl vielleicht zu seinem Besten angestellt hätte, so war auch jederzeit es sein Schicksal, daß Gedanken, die über seine Lage ernstlich ihn ergriffen, entweder von einem Zufalle verdrängt wurden, oder er nahm seine Zuflucht wieder ins Reich seiner Lieblingsideen, und wenn er freylich alles hervorsuchte, was ihm zu denselben

behülf-

behülflich zu seyn schien, wenn er alle die Verhältnisse in die er sich schon mit den auswärtigen Höfen gesetzt, wenn er alle die entfernten Freunde seiner Plane betrachtete, so mußte ein großes Ganzes sich seinem umfassenden Geiste enthüllen, und nach seiner strebenden Leidenschaft konnte er denn auf dem Gipfel den er vor sich hatte, alles mit Verachtung ansehen, was ihn bisher gegenarbeitend geschienen, wo freylich sich ihm nicht der Gedanke nahete, wenn er erst auf diesem Gipfel stände, und das Reich der Einbildungen verschwunden wäre, werde mancher Schleyer fallen, der itzt das wahre seiner Handlungen verdeckte.

Da es niemand wagen durfte, seinem Stolze etwas in den Weg zu legen, und über diese seine Gemüthsart irgend einen auffallenden Ausdruck sich entfahren zu lassen, so mußte er doch wohl innerlich fühlen, daß er es war, denn Bemerkungen und Anspielungen über uns pflegen wir nicht zu ahnden, wenn wir nicht das Unrecht fühlen, welches wir dabey leiden.

Allein diese ahndete er besonders hart. Da er vielen Menschen verächtlich begegnete, nicht

gerade,

gerade, weil sie verächtlich waren, sondern weil er sie dafür hielt, da er doch in seinen Urtheilen über Menschen nur zu oft nicht fehlerfrey war, so schmerzte manchen würdigen Mann dieses Betragen.

Ein Unterbefehlshaber in seinen Heeren empfand diese Begegnung sehr häufig von ihm, denn musten sie doch Menschen empfinden, deren äußeres ihm zuwieder war, und der Mann konnte sich nicht enthalten, in einer Gesellschaft in bittere Anspielungen auf den Stolz des Fürsten auszubrechen.

Hart mußte er sie büßen, denn seine Entsetzung war eine Folge derselben. Es war freylich nicht schwer, ihn bey der Fürstin als einen unbrauchbaren darzustellen, und es wurde ihm dann noch als eine große Gewogenheit angerechnet, daß Miranda ihm einen Gnadengehalt verwilligte, denn es war freylich ein unverzeyhliches Vergehen, den stolzen Liebling des Stolzes bezüchtiget zu haben.

Aehnliche Vorfälle waren bey kleinern häufig. War jemand rasch durch ihn gestiegen, und er wußte dies nicht durch ausserordentliche Biegsam-

keit

keit zu erwiedern so stürzte er eben so schnell wieder, und wie oft wäre es besser für ihn gewesen, den langsamen Weg seines Glückes fortgegangen zu seyn.

Aber Pansalvin sollte auch bald einen harten Schlag des Unsterns erfahren, wovon der Leser im letzten Zehend unterrichtet werden wird.

Der

Der Fürst der Finsterniß.

Sechstes Zehend.

Und nimmt ein schnelles Ende.

Erstes Kapitel.

Ein Schlag der größten Gattung.

Allen Anschein nach standen die Sachen vortreflich. Zwar hatte sich der Nachfolger des ewigen Antagonisten Pansalvins den man gar nicht gefährlich zu seyn geglaubt, welcher dem Spiele lange stillschweigend zuzusehen geschienen, endlich auch aus dieser Unthätigkeit hervorgemacht, und fieng an scheel zu den Eroberungen zu sehen, die die beyden Verbündeten machten.

Allein wie man das Vorurtheil oft hegt, und widerrechtlich nährt, daß ein Held keinen Helden zum Nachfolger zu haben pflege, so war man auch wenig darum besorgt, und da der Bundsgenosse

von jener Seite sich mächtig gegen den Damm angestellt, den man an seinen Grenzen aufbauete, so hatte es auch nicht das Ansehen weiterer Gefahr.

Gegen den Nachbar, dem der Tod gedrohet war, standen nun beyde verbündete Heere nahe beysammen, in dem fruchtbarsten Theile seines Landes, bereit sich dessen Mittelpunkte zu nähern.

Es ist sehr zu fragen, ob Panfalvin die Diversion welche seinen Bundsgenossen, von einer andern Seite gemacht wurde, nicht gern sahe, da er so viel möglich der Meynung war, je weniger alles neben ihm fürchterlich sey, desto besser sey es für ihn selbst, und *desto mehr müßte man* ihn fürchten, der diese Eigenschaft freylich sich im größten Grade zutrauete.

Er feuerte daher auch die Befehlshaber jener Heere dazu an, mit mächtigen Schritten vorwärts zu gehen, um den Hauptcoup der ihm werden mußte, wenn sein Zweck ganz erreicht werden sollte, auszuführen.

Auch waren in der That die Anstalten aufs schreckbarste getroffen, selbst die Härte des Winters

hatte

hatte nicht vermocht, den Vorbereitungen Einhalt zu thun, und die ganze Welt sahe einer — sollen wir es Ungerechtigkeit nennen, oder sollen wir einen gelindern Namen dafür suchen — die ganze Welt sahe einer gelungnen Kriegspolitik der ersten Größe entgegen, sahe im Geiste eines der mächtigsten Reiche des Planeten, wenigstens in seiner bessern Hälfte zusammenstürzen, weil die Uebermacht dasselbe angefallen, weil sein bester Bundsgenosse in einer Zerrüttung sich befand, wo es ihm unmöglich fiel ihm beyzustehen, und der einzige Halt nur noch an den itzt gewonnenen Nachfolger jenes Nachbars zu suchen war.

Der herannahende Frühling sollte die große Epoche entscheiden. Miranda hatte zwar dem Nachfolger des Nachbars drohen laßen, auch ihn anzugreifen, wenn er ihrem Bundsgenoßen etwas zu leide thäte, das mochte aber wohl nicht ihr Ernst seyn, wenigstens wurden die Anstalten dazu sehr lau gemacht, und es war sehr wahrscheinlich daß, wenn man nur seinen Endzweck erreicht, den ersten Anfall noch in Gesellschaft des Bundsgenossen zu machen, und man dann hoffen konnte,

allein fertig zu werden, man sich aus neuen politisch-systematischen Gründen um jene Streitigkeit nicht bekümmern, und sie den Bundsgenossen allein auszumachen überlassen würde.

Pansalvin freuete sich der Dinge die da kommen würden, war mit Zeit, Ort, und Umständen schon völlig in Ordnung, hatte es berechnet, wo, wie, und wenn alle die vorgenommenen Eroberungen vor sich gehen sollten und mußten, und war eben in einer schönen tiefen Betrachtung darüber, hatte die Zeichnungen seiner ganzen Zukunft vor sich, und zirkelte an Veränderungen in derselben, als er die Nachricht erhielt — eine Nachricht die wohl einen mehr als menschlichen Geist in einer solchen Lage hätte erschüttern können — der Bundsgenosse Mirandas, er den sie mühsam und schwer zu dieses Planes Annehmung gebracht, sey todt.

Zwar hatte man lange diesen Fall vermuthen können, hatte lange für diesen Fall gezittert, aber weil bey so öftern Muthmaßungen, er würde eintreten, er doch immer noch nicht eingetreten war, so hate man die Hofnung wenigstens genährt,

daß

daß er nicht so bald — nicht gerade im wichtigsten Zeitpunkte der Unternehmungen sich treffen würde, dachte vielleicht gerade da am wenigsten daran, wie es kam, und besonders mogte Pansalvin seinem Glücke zugetrauet haben, daß es ihn nicht verlassen würde, wenn er sein am meisten bedurfte.

Wer wagt es zu sagen, was eine solche Nachricht auf den Geist wirken kann, den der Fürst hatte? Wer vermag zu behaupten, ruhig sey für den kältesten Menschen es zu tragen, wenn er die Möglichkeit eines Erdstoßes nahe weis, der alle seine Gebäude auf einmahl in Grund und Boden stürzen kann?

Nun jene leidenschaftliche Hitze Pansalvins. Jetzt zitterte alles. Jetzt traute niemand den Mund zu öfnen.

Man will zwar sagen, kalt habe der Fürst die Neuigkeit gehört, sie als eine zu erwartende Sache angenommen, und geäussert, ausserdem, daß er den guten Bundsgenossen bedaure, habe der Vorfall keinen Einfluß aufs ganze seiner Unternehmungen, und es läßt sich als möglich schließen,

daß er die Gegenwart des Geistes gehabt, um nicht seinen Untergebnen Gelegenheit zur Muthlosigkeit in die Hände zu geben, oder bey dem Heere eine Ahndung hervorzubringen, als bedürften sie der Bundsgenossen Hülfe zu sehr.

Aber alle Umstände lassen schließen, daß seinem Gefühle es ein schrecklicher Schlag gewesen, denn wie konnte er wissen, wie der Nachfolger dieses Miranden so ergebnen Herrn dachte? Wie konnte er wissen, ob er auch den Plan billigen, ob er einmahl zugeben würde, daß irgend ein Schritt weiter geschähe.

Nur um wenige Monate später, und alles wäre ausgeführt gewesen. Seine Unruhe, lies er sie gleich nicht merken, trog ihn doch auch nicht.

Zweytes Kapitel.

Sensation und Folgen des Schlages.

Gern wollen wir zugeben, daß man in der Residenz noch weit mehr über diesen Fall erschrocken war. Dort kannte man den Einfluß genauer, dem das Bündnis auf das Verhältniß des Gleichgewichts besonders in der immer kritischer werdenden Periode hatte. Dort hatte man keine Privatverhältniße, wie Panfalvin sie hatte, von dort aus hatte man auch schon im stillen den Charakter des Nachfolgers erforschen lassen, und hatte schon erforscht, daß er sich auf eine andre Seite lenkte.

Es waren auch von Seiten des übrigen Verhältnißes andrer Staaten für diesen Nachfolger Dinge zu beobachten, die nicht gleichgültig waren. Es waren vielleicht ganz andre Bündniße nothwendig um andern einreissenden Uebeln Einhalt zu thun, die von weit wichtigern Folgen zum Nachtheil seyn konnten, als die bisher geschehenen, und noch zu geschehenden Eroberungen zum Vortheil waren.

Dies alles ließ eine Aenderung voraussehen, die der ganzen Fehde eine Wendung zum Schaden der Staaten Mirandas erzwecken konnten und fast erzwecken mußten, aus welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachtete.

Der herrschsüchtige Pansalvin war so weit gegangen, im Zutrauen auf Macht, Glück und Hülfe so weit gegangen, daß es fast nicht möglich war, die gemachten Eroberungen zu behaupten, wenn man nicht weiter gehen und durch neue Grenzen die die Natur schuff sie decken konnte. Erreichte er also seinen Zweck nicht, und mußte man jene Gegenden wieder verlassen so gewann man zu wenig, als daß es in Verhältniß mit den aufgewandten Kosten, uud verlornen innern Kräften kommen konnte. Schon zu viel auswärtige waren aufmerksam auf jene großen Fortschritte geworden, die beym Glücken freylich die Macht so sehr auf beider verbündeten Staten Seite zog, daß sie allen übrigen fürchterlich zu werden anfangen mußten. Würden diese wohl säumen, das ihrige beyzutragen, damit hier eine Scheidewand gezogen würde.

Doch

Doch dies gehört mehr in die Lebens- und Regierungsgeschichte Mirandas, die wir hier ja nur in ihrem Verhältnißen gegen Pansalvin so wie alle die Nebenpersonen und in Verbindung mit ihm betrachten.

Genug er erfuhr das, was er nicht so ganz erwartet hatte. Er erfuhr, daß der Nachfolger seines Bundsgenoßen, theils aus seinem edlen gerechten, menschenfreundlichen Charakter es billig fand, dem Nachbar den Frieden, und mit ihm wieder zugeben, was er nicht mit gutem Gewissen behalten zu dürfen glaubte, theils aus den übrigen Verhältnissen sowohl im Innern seiner Staaten, als auch gegen die andern mit welchem er in nachbarlicher Freundschaft leben mußte, nicht minder aus besorglichern Gefühle für das Wohl seines Landes es rathsam, die Vereinigung mit Miranda und ihren Staaten nicht so enge zu lassen, als sie bisher gewesen waren, wenn schon er die Freundschaft mit ihr deshalb nicht aufhob.

Welch ein Herrlicher Triumph für das Herz dieses Nachfolgers, wenn schon Pansalvin itzt wie aus einem Taumel zu erwachen schien, in

welchem er gelegen, denn wie es möglich sey, Eroberungen der Art wieder aufzugeben, seine ganze Schadloshaltung dahin zu werfen, das begriff er nicht.

Zur Einleitung.

Und halten sie denn wohl davor, sprach der Herzog zum Präsidenten, daß es einem Volke zukomme, über die schöne edle große Handlung der Aufopferung seines Fürsten sich zu beklagen, oder ihn deswegen zu tadeln, wenn er glaubt, seine Gerechtigkeit erfordere ein Opfer, und das Volk glaubt, sie erfordere es nicht?

Ist es befugt, in das wahre Große seiner Seele einen Zweifel zu setzen, wenn die Handlung noch dazu das Gepräge der Wohlthätigkeit deutlich trägt.

— Ich glaube aber doch, das Volk kann verlangen er solle das wieder gut machen] was sein Vorgänger verdorben?

— Wie-

— Wieder gut machen, was er verdorben? Wahrlich ein Ausdruck, der jedem Fürsten sehr nachdenkend machen muß. Wenn er verderben wollte — ja — wenn er aber nicht verderben wollte, wenn in seiner Seele Ueberzeugung von Gutem lag, denn hierinn irren wir doch alle, und warum sollen Fürsten gerade davon frey seyn, dann heißt es nicht gut machen, was er verdorben, sondern dann heißt es nach seiner eignen Ueberzeugung die Sache wieder behandeln.

— Und wenn beyde Ueberzeugung einander entgegenstanden —

— In dem Erfolg, dann konnten beyde wahr und gut seyn, dann hatte der Zufall es anders gelenkt, und wem Zufall und Glück dann am besten beystanden, der hatte recht.

— Hier aber war doch der offenbar geschehene Schade zu erweisen?

— Und der zu geschehende vom Volke nicht vorauszusehen, wohl aber von dem Fürsten. Man schrie damahls sehr über die vortrefliche Handlung der Zurückgabe der eroberten Provinzen, und sie war von zwey Seiten Meisterstück. Von der

Seite

Seite des Herzens und des Fürsten Beyspiels ausgemacht, von der des glücklichen gewählten Augenblicks wegen andrer Verhältniße lehrte die Folge, daß sie es auch in Ansehung der Klugheit, und richtigen Politik gewesen.

— So ganz und gar richtig glauben Ew. Durchlaucht das?

— Ganz und gar richtig. Schon hatte der Neid von allen Seiten seinen giftigen Zahn geschärft um anzupaken. Schon hatten andre die Recht hatten über dergleichen Fortschritte sauer zu sehen, Anstalten gemacht, ihre Kräfte aufzubieten, um weiteres Fortgehen zu verhindern. Schon war Murren unter einem großen Theile der eignen Unterthanen, die troz jenen Eroberungen fühlten, es sey die Last zu drückend für sie. Schon waren Aussichten zu andern nothwendigern Bedürfnißen, die warlich es wohl verdienten, daß man einem Bundsgenoßen nicht weiter beystünde, der bloß aus Ehrgeitz eroberte.

— Und man hätte keinen Theil des eroberten behalten können?

— Kal-

— Kalte Seele! Kannst du das nicht fühlen? Liegt darinn nicht etwas ausserordentliches Großes, zurückzugeben, wovon wenigstens ein großer Theil der Welt überzeugt war, es sey nicht ganz recht erworben? Lieber Präsident! Anbeten hätte ihn sein Volk deswegen sollen, und nicht murren. Dieser Handlung sollte man eine Ehrensäule setzen. Sie sollte aufbewahrt werden für die Nachwelt.

— Ja, sie war schön, diese Handlung. Es war eine Klippe, guter Fürst, an welche so viele gescheidert waren. Es ist schwer Entsagung beym Menschen zu finden, aber tausendmahl schwerer ist sie beym Fürsten.

Drittes Kapitel.

Pansalvin ändert sein ganzes System.

Und wenn wütender Grimm im Innern von Pansalvin gewütet hätte, so hätte er itzt es nicht merken lassen. Kaltes Stillschweigen war seine Aeußerung. Mit einem solchen Frieden aus einem Lorbeerreichen Kriege nach Hause zu gehen, das war eine Erscheinung, wie ihm noch keine vorgekommen war. Er wußte selbst nicht recht, sollte er spötteln, oder sollte er bitter lachen. Wenn ihm jemand die Nachricht gebracht, sein Feind habe die Hauptstadt nach welcher er sich so herzlich sehnte, freywillig verlaßen, um aus Großmuth ihm darinn Platz zu machen, so wäre es ihm minder auffallend gewesen.

Vorerscheinungen, daß er wohl allein hier stehen würde, hatte er einige Zeit vorher schon gehabt, dies Gesicht aber war ihm etwas zu rasch gekommen. Wunder wolle er wohl nicht glauben, und Natur — nein, zur Natur des Menschen konnte er dergleichen nicht zählen.

Aber

Aber hatte auch Pansalvin vielleicht wohl Ursach zu dem kalten Stillschweigen? Sagte ihm etwa sein Gewissen, wenn es ihm nach, und seinen Plänen nach gegangen wäre, würde sein Bundsgenosse doch wohl nichts bekommen haben? Bewunderte er vielleicht die Wege des Schicksaals, die das freywillig dem rechtmäßigen Herrn opfern ließ, was man dem unrechtmäßigen gezwungen hätte opfern müßen, und war er trotz seiner Standhaftigkeit doch einmahl wie stumm vor einem so außerordentlichen Zufall? Schien dieser ihm vielleicht anzuzeigen, es gäbe noch eine höhere Hand, und habe man sich gleich Mirandas Herrschaft ziemlich entzogen, so könne man doch dieser nicht entgehen?

Dem stummen Schweigen und dem fühllosen Taumel folgte bald Erwachen, und aufgeregtes Leben.

Was thun? Was anfangen? Wie einen Weg finden aus dem Labyrinthe? Aus der Residenz erfuhr er alles, was dahin berichtet worden war. So glimpflich wie man es da vorgetragen hatte, erfuhr man es auch, und wo möglich mit noch

meh-

mehrern Gründen, das Geschehene zu rechtfertigen, denn man wollte ihn nicht zu sehr aufbringen. Man führte ihm die auswärtigen Unruhen zu Gemüth, worinn die Bundsgenoßen sich verflechten zu müssen glaubten, man stellte ihm die Forderungen von Seiten des nachbarlichen Nachfolgers vor, man redete von Entschuldigung. Man wollte ihm nicht befehlen, was er thun oder lassen solte, man überließ es seiner eignen Einsicht.

Diese Nachrichten laß der Fürst und laß sie wieder, eine Sache, die er selten zu thun pflegte. Aber hier konnte er sich nicht heraus finden. Was war es, was sollte es seyn. — Kleinmuth — Geheimniß! Zuletzt dachte er gar nicht mehr daran.

Der Plan den Feind in seiner Hauptstadt anzugreifen, war unmöglich. Diese Schätze, und diese Aussichten waren für ihn verlohren. Er hatte zwar darauf schon einige Ideen gebauet, doch hatte er nicht so ganz im Zirkel der Gewißheit ihm gelegen. Was aber seiner Ueberzeugung ganz entrückt war, das war der Anfang der Besitzungen, die er nun zum Theil wieder verlassen mußte,

te, weil er die Seite auch decken mußte, die seine Bundsgenossen wieder übergeben.

Das Stück, welches er behalten konnte, als Souverain von Miranda zu verlangen, war nichts. Es betrug nicht den zehnten Theil dessen, was er sich geträumt.

Allein, durch alles, was er nun erfahren hatte, durch das ganze System des Planeten, wie es itzt lief, drang sich ihm ein Lichtstrahl entgegen, den er verfolgen wollte, und mußte. Schnell ließ er seine Heere wenden. Er verließ einen Strich, wo er noch Gefahren zu fürchten, und gieng auf den zurück, wo er sicher war. Hier überlegte er, was zu thun, und zu lassen sey. Lassen: das weitere Vornehmen. Thun: als ob er hier ewig weilen wollte, und indessen den Weg seines Wirkens rückwärts nehmen, dahin nehmen, wohin sein lüsternes Auge schon einmahl geblickt, nach dem großen ansehnlichen Bißen, den itzt ein ungewohntes Feuer durchströmte, und wo in dieses Feuer sich zu mengen, alle Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs hoffen ließ.

Seine Berichte in die Residenz lauteten von weiser Vorsicht, die hier zu nehmen wäre, von der die er bereits genommen, von einer Art von Rückzuge zu decken, was gedeckt werden müsse. Uebrigens von Hoffnungen seinen Zweck immer noch durchzusetzen, von Verstärkung des Heeres, von Ersatz dessen, was man durch die Bundsgenossen verlohren, von Erfüllung der nöthigen Macht, dem Feinde, so wie beschlossen, auch allein die Spitze zu bieten.

Uebrigens fand man es sehr sicher und gut, daß die, welche die Progressen des Staats Miranda hindern konnten, sichs beygehen ließen in die südlichen Händel sich zu verflechten, die ihnen zu viel zu thun geben konnten, als daß an sie zu denken wäre.

Viertes Kapitel.

Und nimmt ein neues kürzeres, wenn schon nicht so ehrliches an.

Immer wäre es noch harmonisch mit den Gefühlen der Rechtschaffenheit gewesen, wenn Pansalvin sich von Miranda das versprochene erbeten hätte. Immer wäre er auf einem Wege zur Souveränität gekommen, weswegen ihn niemand hätte tadeln können, wenn auch die Mittel dahin zu gelangen nicht tadelfrey gewesen wären.

Nun aber nahm er eine andre Straße, und um niemanden mehr dabey nöthig zu haben, wollte er auch Miranda Hülfe nicht, berichtete ihr so wie wir gehört haben, und fieng seine Operationen in geraden Schritten auf das itzt in sehr grossen Nöthen stehende Gericht an, welches er ohne jedes wachsamen Nachbars Zuthun, wohl schon würde appetitlich genug zu sich genommen haben.

Dort gieng es drüber und drunter. Man hatte schon einmahl die Environs davon weg, und in Empfang genommen, und bereitete sich recht ernst-

ernstlich zu einem neuen Versuche dieser Art, wozu man vorher, um vorbereitende Ursachen zu geben mit allerhand Schwärmern zwischen die Einwohner gefahren war, die sie selbst unter einander so verwirrt hatten, daß sie eigentlich nicht wußten, waren sie saulisch oder apollisch. Ein Theil zwar derselben war auf eine ganz leidliche Bahn gekommen, und es wäre ihnen beynahe gelungen, die gesunde Vernunft, die in Verwirrung gerathen, wieder auf den rechten Weg zu bringen, aber eben diese waren es, welche der Fürst Pansalvin aus sehr wichtigen Gründen für seine stärksten Antipoden hielt, und die deswegen von seinen Anhängern stark widerlegt wurden.

Von diesen Anhängern waren die meisten der Meynung, der Fürst thue alles, was er hier vornehme, in Miranda Namen, und sie versprachen sich große Belohnungen von ihn, wenn sie den Plan durchsetzen konnten.

Es gieng damahls so mancherley in dem Gerichte vor, welches der Fürst sich zu Gemüthe ziehen wollte. Es war eine Gährung von verschiedenen Seiten, und das eigenste war, daß ein-

mahl

mahl ein großer Geldhaufen verschwand, wovon man bis auf diese Stunde noch nicht weiß, wohin er eigentlich gekommen, und wo manche den Fürsten der Finsterniß gar sehr in Verdacht hatten.

Das Verschwinden dieses Geldhaufens hatte einen seltenen Einfluß auf viele sehr viele Staaten, denn so wie dieser große Haufen dort verschwunden war, so verschwanden allenthalben immer mehr kleinere Haufen, und dieses Geldverschwinden ward eine Seuche, die eine lange Zeit fortdauerte, viel Bettler machte, und manchen ehrlichen Mann den Kredit so sehr verdarb, daß er den Leuten als ein Betrüger erschien der [er] nicht war.

Wenn würklich der Fürst an dieser Handlung Theil hatte, so war das ein Werk der entsetzlichsten Finsterniß, denn die Zahl der Menschen, die er unglücklich gemacht, gieng ins unendliche. Der einzigen wegen schon vermag er sich nie ans ofne Licht zu wagen.

Ob Pansalvin, der den Plan gewiß hatte, hier sich festzusetzen, der diesen Plan denen gar nicht vorenthielt, die dort seine Parthey nahmen,

 um

und ihnen zur unverbrüchlichsten Verschwiegenheit rieth, ob er des Heeres, welches von Mirandas Seite an diesen Grenzen stand, Befehlshaber auch ganz auf seine Seite hatte, oder ob sie nur in so-weit seinen Befehlen gehorchten, als er der Oberbefehlshaber der ganzen Heere war, das ist nie bekannt geworden, wenigstens war darüber so wenig Gewißheit zu bestimmen, als sie es darüber war, ob er mit auswärtigen Mächten deswegen schon Verabredungen getroffen, und sie geneigt gewesen, seine Absichten zu unterstützen, ob sie vielleicht selbst Vortheile dadurch zu erlangen gehofft.

Im ganzen war also das neue System Pansalvins dahin kürzer, daß er sagte: Ich bin nun selbst der Mann. Er hatte das Heer, er hatte im Nothfall auch eine ganze halbwilde Nation, die ausgemacht unter seinen Befehlen stand, und bey welcher, so trotzig sie war, er sich doch Ansehen und Liebe zu verschaffen wußte. Er hatte Schätze zusammengebracht, die hundert regierende Fürsten nicht aufzuweisen hatten, und so konn-

te er auch wenn er einen großen Plan ausführen wollte, hierinn sich selbst unterstützen.

Man gab ihm mit unter den undanckbarsten Schuld, den man sich denken kann, und den wir im folgenden Kapitel näher betrachten wollen.

Fünftes Kapitel.

Eine Sage deren Glauben wir keinem Menschen zumuthen wollen, weil wir sie selbst nicht glauben.

Gewisse Dinge haben gar zu viel vom unmenschlichen und widerstehenden, als daß man sie für wahr halten könnte. Indessen kann man sie immer betrachten, wenn man sie auch nicht glaubt.

Wir sind der Meynung, das Vorurtheil des Schlechten greife immer etwas zu weit, und wenn man einmahl eine üble Idee von einen Menschen hat, so denkt man sich ihn in einem Grade lasterhaft, der sein inneres Verdorbenes übertrift, weit übertrift.

Es war nun wohl richtig, daß Pansalvin erstaunlich viel gegen sich hatte, daß sein ganzes Betragen gegen Miranda, wenn sie ihm nicht mit unter weislich Einhalt gethan hätte, sehr bald aus ihn den Beherrscher und aus ihr die

Beherrschte gemacht haben würde, daß er im höhern Grade undankbar gewesen war, als das zwischen ihnen bestandne Bündniß es nur glauben lassen konnte.

Dennoch sagte man sich ins Ohr, Pansalvin habe noch ganz andre Absichten. Er erwartete nun sehnlich, ob jene Plane die er hatte, auch zur Reife kommen würden, oder ob man schlau genug seyn würde, seine Absichten zu durchschauen, und ihm etwas darin in den Weg zu legen.

Im Fall dieses nicht geschähe, im Fall man seine Absichten merkte und beförderte, wollte er derjenige für Miranda bleiben, der er die lezte Zeit gewesen war, ihr Freund und ihr Beystand in allen ihren Geschäften. Im Fall aber man sich unterfienge, ihm entgegen zu arbeiten, so wolle auch er zeigen, daß er wisse, eine Reyhe mühsam durcharbeiteter Jahre zu benutzen, so wolle er den Platz einmahl einnehmen, welchen sie bisher besessen, so wolle er das Reich, welches er so lange unter

ihrem Namen regiert, nun einmahl in der That, und unter dem seinigen regieren, so wolle er die Macht, die er jezt habe zu seinem und der Staaten allgemeinen Besten anwenden, und das vollbringen, was er lange angerathen, nemlich weiter um sich zu greifen, alle Grenzen unter seine Bothmäßigkeit zu bringen, und eine Alleinherrschaft von unermeßlichem Umfange errichten.

Daß dieses bey den Kräften der Länder Mirandas erreicht werden könne, habe er zum Theil schon gezeigt, und dann solle man sehen, daß der Alten Tapferkeit, die das jetzige Zeitalter so sehr rühme, auch noch unter dessen Menschen lebe, und daß es leicht sey ein Welteneroberer zu werden, wenn man alle Mittel dazu in Händen habe.

Wenn dieses Unternehmen würklich Grund gehabt, wenn Pansalvins Denkungsart einen solchen Grad von Eigenheit, und Eigenfortbringung erreicht, daß er derjenigen den Rücken wen-

wenden können, die nicht blos in Liebe, sondern auch in thätiger Beförderung, sich an ihn erschöpft, so ist auch kein Zweifel, daß wenn er selbst seine Wünsche befördert gesehen, wenn man selbst den Raum ihn gelassen, seine Schritte vorwärts zu gehen, daß er dann doch, wenn er den ersten Zwek erreicht, den zweyten nicht auf die Seite gesetzt haben würde.

Wer einmahl Dankbarkeit verleugnen kann, wird dieses Laster immer beybehalten. Dem Stolzen wird nie Genüge geleistet werden, und wenn man ihn bis in einem Himmel setzet, und so würde Pansalvin, war dieser schwarze Vorsatz in seiner Seele nur zur Reife gekommen, ihn nicht verlassen haben, und wäre nur noch das kleinste biegen von Miranda Größe übrig gewesen, was er ihr hätte nehmen können.

Die diese Sage unterstützen wollen, behaupten, er habe die feine Politik, um nie in seinen Plänen verrathen zu werden, gebraucht, daß er

zwar

zwar diejenigen, welche er darin benutzen zu können glaubte, erhoben, und sie an Posten gesetzt, wo sie ihm für die Zukunft brauchbar geschienen, nie aber habe er zu verstehen gegeben, als thäte er das aus Gunst, sondern allemahl ihnen vorher Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen, und dann als einen Lohn ihrer Verdienste ihnen die Stellen ertheilt. So habe jeder sich durch Thaten empor gehoben geglaubt, und seinen Diensteifer nicht allein verdoppelt, sondern auch den Fürsten als einen gerechten Mann empfohlen, und jeden Verdacht, als handle er nach Gunst, von ihm abgewandt.

Diese feine Politik habe er auch bey Empfehlungen in Civilstellen sich bedient, und wenn er jemanden besonders geschickt gefunden, habe er erst ihm eine Arbeit gegeben, die hernach dem Vorwand seiner Empfehlung dargereicht.

So aber hatte er eine Menge ihm ergebner da, wo er sie haben wollte, und sonderbar genug, daß dieses mehrentheils Männer von würklichen

lichen Verdienst waren, auf deren Anhänglichkeit er sich nicht sowohl verlassen konnte, als auf ihre Treue, und auf die pünktlichste Ausrichtung seiner Befehle.

Denn vielen darunter waren seine Handlungen sehr zuwider, sie waren weder mit seinem Charakter noch mit der Anwendung seiner Talente zufrieden, allein er war ihnen doch einmahl zum Oberhaupte gesetzt, und so konnten sie nicht anders, wenn sie nicht selbst in seine Fußtapfen treten wollten, als alles gehorsamlich besorgen, was er von ihnen verlangte.

Es ließ sich auch als sehr möglich denken, daß sie an den Posten, wo sie gebraucht werden sollten, im Fall einer solchen Unternehmung wider Miranda handeln konnten, ohne, daß sie wußten sie handelten wider dieselbe. Denn sie waren nicht unterrichtet, hatte Miranda den Befehl gegeben, der an sie kam, oder kam er vom Fürsten allein. Denn seiner alleinigen Befehle

fehle kamen seit einiger Zeit unendlich mehr, als der ihrigen, man wußte ja, welche hohe Posten alle er bekleidete, man wußte, mit welchen uneingeschränkten Vollmachten er versehen war, man wußte daß das Heer unmittelbar unter seiner Willkühr stand.

Wenn wir daher, von dem abgehen, was das Herz bey dieser Gelegenheit betrift, so war es sehr wohl möglich, daß Pansalvin ein solches Vorhaben auszuführen Kräfte genug hatte.

Wenn man in die vorigen Zeiten zurückgieng, wo nicht gar lange, ehe Pansalvins Macht zu wachsen anfieng, ein Mensch aus einer gleichen Parallele mit diesem es so weit gebracht hatte, daß er dem Kabinet der Fürstin Angst einjagte, ein Mensch der sich selbst zum ersten Anfänger ohne alle Unterstützung hatte, der seine Pläne mit einer unglaublichen Schnelligkeit einfädeln und ausführen mußte, daß dieser es in

einem

einem Zeitraum von Monaten beynahe zu einer glücklichen Ausführung gebracht hätte, so läßt sich denken, was Pansalvin nach so langer Vorbereitung beym Ueberfluß an Gelde, welches jenem gänzlich fehlte, bey einer regulirten Macht, von welcher jener gar nichts wußte, möglich gewesen wäre, so läßt sichs wenigstens denken, unumstößlich ausführbar sey seine Verwickelung geworden, wenn er sie gehabt, und sie zur Ausführung gediehen wäre.

Aber wie gesagt, es läßt sich nicht denken, daß das Gefühl der Dankbarkeit sein Recht über den Menschen so sehr verloren, daß er ganz lebendiges Beyspiel eines schändlichen Lasters hätte werden sollen, er, dem dieses Laster so zuwider seyn mußte, wie das Feuer dem Eise. Wenn wir schon von allen Seiten überzeugt sind, daß er nicht der war, der er seyn sollen, wann wir schon der Finsterniß viel auf ihn wälzen müssen, so sind wir doch geneigt von diesen ihm gänzlich frey zu sprechen.

Ehe wir aber sehen, wohin uns seine Anstalten, die immer nicht aus den Augen zu setzen sind, weiter führen, wollen wir doch horchen, ob man etwa in der Residenz, oder auch an andern Orten dieser Meynung anhieng, und wie verschieden im Planeten darüber geurtheilt wurde.

Sech-

Sechstes Kapitel.

War die Meynung von des Fürsten ganzer Undankbarkeit häufig und erstreckte sie sich auch mit auf die Residenz?

Wir können die Frage, die wir hier unsern Leser aufgeworfen aus dem Grunde nicht unbeantwortet lassen, weil ihre Auflösung viel zu dem Verdienste des Fürsten an dem Namen beyträgt, den wir ihm beygelegt haben, und der nicht von uns, sondern seinen Zeitgenossen herrührte.

Wer Gelegenheit giebt üble Dinge von ihm zu glauben, wenn er sie auch würklich nicht thut, der versündigt sich immer an seinem guten Namen, und er kann es den Menschen nicht verargen, wenn sie ihn für das halten, was er zu seyn scheint. Wer leichtsinnig mit fremder Leute Geldern umgeht, der kann nicht darüber klagen, wenn man ihn als einen Verschwender ausschreyet, wenn er es schon nicht ist, denn er hat sich doch nicht thätlich legitimiert, daß er es nicht sey, und kann sich vielleicht nicht einmahl

thätlich legitimiren, weil er zu viel üblen Schein von sich gegeben. Und so war es auch mit unserm Fürsten. Sollten wir auch alle Schuld von ihm wälzen, daß er einem so schwarzen Plan ausführen wollen, so können wir doch nimmer es vertheidigen, daß er Gelegenheit gab, daß man ihm einen solchen zutrauete.

Wenn man in der Residenz es auch nicht wagen durfte laut und öffentlich darüber zu reden, so gab es doch eine Menge Menschen, die es eigentlich glaubten, die still darüber sprachen, denen es wunderbar vorkam, daß man es nicht bemerken wollte, oder wenn man es bemerkte nicht darüber nachdachte, und nichts dagegen unternahm.

Das heißt nicht, daß der gemeine Mann das gemerkt hätte. Des Fürsten Siege und sein Glück gegen den Feind diente diesem zum allgemeinen Lobesrufe, und so oft eine neue Nachricht kam, erscholl sein Name in allen Versammlungshäusern des Vergnügens und der Erholung. Aber denen, die etwas dergleichen muthmaaßten, recht oder unrecht nun, war es doch

um.

um so bedenklicher. Bedenklich, daß wenn dieser Sieger mit feindlichen Absichten gegen Miranda wiederkehrte, alles ihm zufallen würde.

Würklich hatte im ganzen Laufe seiner grossen Bahn, der edlere Theil von Miranda Unterthanen, der zugleich der weisere und einsichtsvollere war, es mit innerm Gram angesehen, daß die Gunst einer so vortreflichen Fürstin so uneingeschränkt an einen Mann sich kettete, der, wenn seine Talente dieselbe auch verdienten, so unerhört sie misbrauchte, und man wußte sich von Auftritten zwischen ihm und ihr zu sagen, wobey sie mit gütigem Ueberblick es behandelt, daß er die Ehrfurcht gegen sie aus den Augen gesetzt, eine Milde, die so schön sie war, allen einigermaaßen fürchterlich in ihren Folgen vorkam. Sie soll ihm einmahl den Befehl gegeben haben, sich aus der Residenz zu entfernen, und da dieses nicht ohne Zeugen geschehen, weil auch diese bey seinem ungebührlichen Betragen mit zugegen waren,

 so

so soll er dem Befehle haben Folge leisten müssen. Allein seine Entfernung dauerte nicht, so lange es Miranda gefiel, sondern so lange es ihm gefiel, und das war eine sehr kurze Zeit. Er kehrte bald zurück, und ihr Erstaunen ihn zu sehen, machte ihn gar nicht verwirrt. Wir zweifeln sogar, ob er einmahl deswegen Entschuldigungen angewendet, oder um die Wiederherstellung ihrer Gnade angesucht. Die Fürstin glaubte, er werde sich bessern, und schwieg auch zu dem indezenten Betragen eines Günstlings der ihr so lieb war.

Auswärtige Länder waren aber besonders um diese Zeit viel voller seines üblen Rufs, als die Staaten der Fürstin selbst. Dort hatte er sich so viel Furcht zu erwecken gewußt, daß niemand über ihn zu klagen sich erlaubte, wenn Einheimische zugegen waren. Allein gegen den Fremden wurden die Klagen, die am Herzen nagten, oft laut und wurden vielleicht auch manchmahl übertrieben. Diese giengen damit weiter, und wir wollen nicht behaupten, daß sie

alle-

allemahl ohne Zusätze geblieben wären. Die Laster eines Großen wälzen sich gleich einem Schneehaufen in dem Munde derer durch welche sie rollen, immer zur größern Masse, und werden zuletzt unabsehbar.

Wohin man hörte, und Pansalvins gedacht wurde, da wurde es ihm gelassen, er sey einer der größten Helden seiner Zeit. Aber der Nachhall kam auch immer noch, einer der übelsten despotischsten Günstlinge die es je gegeben habe.

Unh woher hatte sich das fortgepflanzt?

Wenn durch so viele Jahre hindurch fast alle Reisende, die aus Miranda Staaten wiederkehrten aus einem Munde behaupteten, man schrie über ihn nicht bloß im Stillen wegen seiner Laster, sondern öffentlich wegen seiner Bedrückungen, wie konnte es anders seyn?

Hier erzählte der eine die Geschichte der Tochter eines braven Offiziers, deren Schönheit den Fürsten entzückt, deren Tugend aber seinen Begierden wiederstande, und die er deswegen von einem Balle entführen lassen, um sie zu mißbrau-

chen, deren Vater dann, weil er nicht glaubte hier zu seinem Rechte kommen zu können, eine Kugel sich durch den Kopf gejagt, nachdem der Kummer seine einzige Freude in dieser Welt aufgerieben. Dort berichtete ein andrer, er habe seinen alten Freund in der Residenz besuchen wollen, und die Uebriggebliebenen seines Hauses hätten ihn hundert oder mehr Meilen weiter in eine Wüste verwiesen, wo das Haupt ihrer Familie, der Schaffer für dieselbe hin ins Elend gesandt sey, weil er hart gegen den Fürsten gesprochen, dem er sein Vermögen aufgeopfert.

An einem andern Orte hatte einer ein Haus voll Bettler angetroffen, weil sie einen Prozeß gegen den Fürsten verlohren, den ein schändlicher Richter widerrechtlich zu seinem Besten abgeurtheilt. Sein Jähzorn hatte so manchen um den gesunden Gebrauch seiner Gliedmaaßen gebracht. Seine Strafen waren alle tyrannisch gewesen, und zeigten von Barbarey, die denn auswärts um so grimmiger erschien, weil man wenig mit der dortigen Art zu bestrafen bekannt war.

Wenn nun alles das von Mund zu Mund sich fortpflanzte, wenn man ihn so häufig einen zornigen Wütrich nennen hörte, wenn man bedachte, wie leicht es ihm war, Heere zu schlachten, und Dörfer und Städte zu verwüsten, so pflegte man wohl ein Zeichen der Bewahrung vor ihm zu schlagen, und den Kindern seinen Namen als einen Schrecken zu nennen.

Daher kam es, daß bedächtigere, denen man Nachdenken nicht allein darüber zutrauen konnte, sondern die auch in die Tiefe der Sache einzudringen, Weltkenntniß genug hatten, sagten, dieser Fürst gehöre unter die Fürsten der Finsterniß, denn es sey schon zu einer solchen Benennung genug, wenn einer einen einzigen Menschen vorsetzlich unglücklich mache, wer aber nun vollends eine so ungeheure Menge unglücklich machen, mit kaltem Blute unglücklich machen könnte, der verdiene den Namen vielfach.

Man machte auch seine ganz besondern Anmerkungen über seinen Reichthum. Wenn ein Privatmann, sprach man, der doch eigentlich keine Revenüen hat, als die ihm seine Fürstin giebt,

wenn dieser zu einem Schatze gelangt, den die Fürstin während ihrer ganzen Regierung nicht erringen können, wenn bey seinem Aufwande, der den ihrigen gleich kömmt, die Last der Ausgaben verdoppelt wird, wenn ohngeachtet der seinigen die ihrigen sich nicht mindern, so ist nichts gewisser, als daß dieser ein Blutigel für das Land ist, nichts gewisser, als daß er es aussaugt, nichts gewisser, als daß Millionen Geringere darunter leiden müßen. Auch setzt es als gewiß voraus, daß bloß der Aermere leidet, denn der Reichere weiß immer Mittel und Wege, sich den Beyträgen zu entziehen, die er zu dem Geldgeize eines solchen geben müß.

Auf die Waage mit diesem *Blutgelde* und das Unglück dagegen, welches er dadurch angerichtet! Wehe P a n s a l v i n, wenn das dir bewiesen würde!

Man gieng aber auch noch weiter in den Bemerkungen über ihn.

Man nahm nicht allein das Böse, was er gethan, und welches er hätte unterlassen können, man nahm nun auch das Gute, welches er nicht

hatte

hatte unterlassen sollen, und welches er doch nicht gethan hatte.

Freylich wuchs hier die Summe zu seinem Nachtheil fürchterlich an.

Wie groß ist nicht der Umfang den der Günstling eines Fürsten hat. Fast größer im Wohlthun als der des Fürsten selbst. Er hat eher die Wege sich in die geheimen Operationen derer zu mischen, die der Bedrückung hold sind, und sie verbreiten. Er hat Gewicht beym Fürsten, anzuzeigen, wo man seinen Befehlen und seinen gutmüthigen Anordnungen nicht Folge leistet, wo man das verdrehet, was er zum Besten redete.

Er kann die Noth des Landes vortragen, und Hülfe dafür erbitten. Er vermag die Schätze des Fürsten zu lenken, wo sie den wahren Armen zufließen. Er vermag dem erzürnten friedliche Gedanken beyzubringen, und das Herz zu Milde und Verzeihung zu lenken. O er kann der Trost jedes Bedrängten seyn.

Und in welchem Grade konnte Pansalvin das? In stärkern, als wohl je ein Günstling es gekonnt. Wie viel Seeligkeiten konnte er hervor-

bringen, und wie viel Unseeligkeiten wurden unter ihm? Wie viel Thränen konnte er troknen, und wie viel mochte er fließen?

Alles das machte ihn in der Augen der Welt dazu, wie wir ihn unsern Lesern dargestellt. Das war es, warum er nicht gelitten war, und sprach man von andern Afterregierenden gut, so sprach man von ihm schlecht.

Siebentes Kapitel.

Seine Fortschritte nähern sich ihrem Ende.

Bleibend bey dem Satze, den wir schon durchblicken lassen, daß so schwarze Gedanken, wie man ihm schuld giebt, nicht sein Plan seyn konnten, nähern wir uns seiner letzten Epoche, welche immer in einer Art von Dunkelheit geblieben ist, und die wir nur so darstellen können, wie sie vor die Augen des Planeten kam.

Es war ein groſses undurchdringliches Dunkel in welches sie verhüllet war, aber es war schwer wie die drückenden Wolken eines gewitterschwangern Firmaments, welches Untergang verkündet.

Nach dem so schnell gemachten Frieden von Seiten des Bundsgenossen Miranda ruhete nicht mehr das ausserordentliche Glück gegen den Nachbar auf seinen Waffen, sey es, daß er es wegen des bewußten Planes nicht mehr so verfolgte, oder daß es durch den Muth den erweckten Muth des Feindes mehr in Zaum gehalten wurde. Daß er sich zurückzog ohne die eroberten Provinzen zu verlassen wissen wir. Daß eine Stille seine Handlungen

lungen umnebelte, ist uns zum Theil auch bekannt, doch dieses nicht so ganz.

Länger und öfter brachte der Fürst itzt ganz allein zu, das war vorher nicht so sehr der Fall gewesen. Aber diese seine Einsamkeit die erst mit einer Unruhe verbunden war, und ohne daß man sonderliche Folgen derselben gesehen hätte, ward jetzt thätiger und würksamer. Ehedem wurden seine Berichte immer durch seine Sekretairs besorgt, sie mochten hingehen, wohin sie wollten.

Itzt schrieb er ausserordentlich viel selbst, verlohr sich selbst in einen Kreis von Briefschaften, die er erhielt und beantwortete, und zu deren Bestellung er treue ihm ergebene Menschen gebrauchte. Die meisten giengen in das Land, zu dessen Oberhaupte er sich zu machen wohl die feste Meynung, und deswegen sich allem widersetzt hatte, was man darin als Neuerung vornahm, doch gieng nicht allein dahin seine Aufmerksamkeit, sondern fast an alle Höfe liefen Berichte von ihm ab, selbst an solche, wovon man wußte, sie waren nicht in jenen Handel verwickelt.

Bey diesen einsamen Beschäftigungen, die sonst nur einen Theil der Nacht, oder vielleicht eine Stunde des Tages gedauert, itzt aber ganze Tage anhielten, gieng es selbst so weit, daß die Couriere seines Hofes an solchen nicht vor ihm kommen durften, eine Sache die ihm von denen, die am meisten um ihn, und so zu sagen seine vertrautesten Freunde waren, verdacht wurde, weil er dadurch gewiß Anlaß zu besondern Muthmaßungen gab. Gewiß aber ist es, sein Plan mochte seyn welcher er wollte, er hatte sich in denselben so vertieft, daß er vielleicht Geschäfte darüber vergaß, die ihm nach seiner Pflicht oblagen. Oder glaubte er vielleicht schon keine Pflicht mehr zu haben? Sahe er sich vielleicht schon für das an, was er werden wollte?

Hatte er vielleicht den Höfen, mit denen er in einem so schnellen und öftern Briefwechsel stand Dinge versprochen, die nur ein Souverain versprechen konnte, und waren die Traktaten welche er antrug so beschaffen, daß sie willkommen waren, ohne daß man sich darüber bekümmerte, ob sie von einem Souverain oder einem Bevollmächtigten

eines

eines Souverains kämen, wenn sie nur so kamen, daß sie ausgeführt werden konnten?

Wahrlich, wer Tage lang seinen eignen Arbeiten nachhängt, wenn er für andre arbeiten soll, wer Unterhandlungen unternimmt deren Aufwand erwarten läßt, daß sie die wichtigsten Gegenstände haben, wer sogar gegen die, denen er augenblickliche Rechenschaft zu geben schuldig ist, so zu handeln versäumt, der muß an einer Ausführung arbeiten, die ihm so gewiß ist, daß darüber keine Vorwürfe mehr ihn treffen können.

Achtes Kapitel.

Immer drückender wird das geheimnißvolle Dunkel.

So verborgen konnte das theils alles nicht geschehen, und theils schien es gar nicht das Ansehen zu haben, als ob er es verborgen treiben wollte.

Desto verborgner waren seine Absichten, von denen weder beym Kabinette, noch bey Miranda selbst etwas laut wurde. Was ließ sich zu Dingen der Art denken. Jedermann schwieg, und erwartetete die Geburt, die die schwangere Zeit ans Tagslicht bringen sollte.

Das große seiner Unternehmungen war klar. Daß Miranda es aber selbst nicht wußte, davon hat ihr nachheriges Erstaunen Beweise genug gegeben, und wenn jemahls das was diese fleißige und aufmerksame Fürstin über diese ganze Epoche gedacht, und gewiß niedergeschrieben hinterlassen hat, der Welt vorgelegt werden könnte, so würde ein Licht über ein Meer von Intriguen und über

ein so feines politisches Gewebe aufgehen, welches vielleicht nicht wieder in dem Kreise zum Vorschein kommen möchte, in dem Pansalvin lebte und welches auch vielleicht seine Nachkommen nicht wieder erleben werden, da jedes Zeitalter seine eigne Art zu handeln hat, und die Zeit der Intriguen vielleicht bald vorüber seyn möchte.

Eben so dunkel und schwer wie das Werden eines Wetters lags auch in der Residenz auf allem, was Einfluß im Kabinette hatte.

Man will behaupten, daß in dieser Epoche eine Art von Stillstand in demselben geherrscht habe. Miranda sey geheimnißvoll — jene nachdenkend gewesen.

Die Erwartung einer äusserst wichtigen Nachricht schien es zu seyn. Es mußte doch ein Ende mit dem nehmen, was Pansalvin eigentlich beschlossen hatte, was der Zweck seiner geheimen Geschäfte und das Pünktlein sey, um welches sich die selbst der Fürstin unbekannte Correspondenz drehete.

Damahls soll Miranda ihrem eignen Kabinette unruhig ins Gesichte gesehen, und dieses

in

in ihren Augen zu lesen gesucht haben, ob sie auch etwas besorgte.

Aber Miranda blieb sich hier auch groß und gleich, und war Sorge in ihrem Antlitze so war es die welche sie immer auf demselben zu tragen pflegte, wenn sie um ihrer Staaten Wohl bekümmert war, und welcher Souverain hat dazu nicht Ursach?

Indessen schien man doch von beiden Seiten in sehnlicher Erwartung zu seyn, welches niemanden zu verdenken ist, der des Endes einer Sache harren muß.

Endlich erschien eine Nachricht — Ob die rechte? Auch das blieb dunkel.

Neuntes Kapitel.

Das Ende soll ja das Werk krönen.

Und die Nachricht? — Ja, ehe wir sie mittheilen, müssen wir uns wieder zum Fürsten verfügen, denn wenn wir sie in die Residenz bringen, müssen wir von ihm Abschied nehmen.

Fürst Pansalvin hatte einen robusten Körper, der ihn äusserst selten Krankheiten oder doch so kurzen Anfällen aussetzte, welche seinen Lebenstheilen keinen Schaden zufügten. Die Lebensart die er führte, die häufigen Beschäftigungen, die er nach seinem jetzigen Alter, welches wenn es nicht die Blüthe der Jahre war, doch auch keinen Greis anzeigte sich *beständig unterzogen*, liessen ihn noch eine lange Reihe von Jahren hoffen. Er wollte diese auch noch leben, und sich erst recht mit dem bekannt machen, was man Genuß nennt. Zwar müßte man lügen, sagte man, er habe nicht schon genossen gehabt, er hatte es in sehr hohen Grade, aber er glaubte, einen andern Genuß in der Lebensart zu finden, die ihm itzt bevorstand.

Er

Er hatte, wie man sagte, einige Anfälle von Unpäßlichkeit während des letzten Feldzuges gehabt, allein sie waren unbedeutend gewesen, auch war er vollkommen wieder hergestellt. Die Emsigkeit mit welcher er sich immer beschäftigte zeigte das deutlich genug, auch war er, besonders je mehr er von diesen seinen einsamen Arbeiten expedierte, immer heiterern Gemüths, und seine Unruhe wandelte sich merklich in ruhigere Fassung.

Vorahndung von dem, was ihm bevorstand, hatte er daher wohl nicht gehabt, und am wenigstens, wie er sein Zelt verlies, um eine Reise zu unternehmen.

Er war noch nicht weit auf dieser Reise gekommen, als ihn eine Art von Ueblichkeit überfiel, die sich bald in eine heftige Kolik auflößte, und in weniger als zwey Stunden war der große Mann entseelt.

Da lag nun der Souverain in der Hofnung — ein armer Erdwurm, entblößt von der Macht zu schaden, die er so häufig angewandt. Da lagen alle Bemühungen so vieler Jahre, da lag das Streben eines unerhörten Ehrgeizes, welches im

kurzen ans helle Tageslicht kommen, und aller Welt den Ausruf ablocken sollte: Das that ein Mann, der mehr war, als die Welteneroberer der Alten!

O hätten alle sich um die Stellen versammlen können, wo er starb, alle die er in seinem Leben um irgend etwas gutes betrogen, und wäre es um die kleinste Freude — keiner würde gewesen seyn, der bey dem gerechten Wechsel des Schicksals nicht gesagt hätte: Ich möchte nicht er seyn! In diesem Augenblicke waren alle glücklicher als er, alle zufriedner, als er es gewiß in einem andern Leben war, wo, wenn es uns erlaubt ist, über Schicksale der Zukunft zu urtheilen, seine Strafe seyn wird, daß er der Knecht aller Knechte ist.

Man erzählte noch *eine* Sage von der Art seines Todes, die wir doch nicht mit Stillschweigen übergehen wollen.

Ein andrer der größten Befehlshaber des Heeres, den er lange und oft beleidigt, soll schlechterdings auf ernstliche Genugthuung bestanden haben, und nach vielen fruchtlosen Versuchen habe er ihn endlich dahin gebracht, sich doch nur um seine Ehre wiederherzustellen mit ihm zu schlagen.

Der Fürst habe bey der Gelegenheit einen kleinen Riß im Arm bekommen, da aber der andre eben vorher so unglücklich gewesen, mit der Degenspitze auf ein giftiges Kraut zu stoßen, so habe dise Wunde, durch den eingetretnen Gift des Fürsten Tod bewirkt. Dann wäre wohl das Verhängniß noch sonderbarer.

Zehntes Kapitel.

Beschluß.

Das, lieber Leser, war die Nachricht, die in der Residenz ankam. Wir müßen den Vorhang über alles ziehen, was sie hervorbrachte, und nicht hervorbrachte.

Es gehört in die Lebensgeschichte Miranda, die wir, so wie ihre Regierungsgeschichte, dir vielleicht, wenn sie uns zu erhalten möglich ist, auch mittheilen werden.

Du wirst dann finden, welch eine verehrungswürdige Fürstin sie war, und daß vielleicht nur eine Hauptschwäche in ihrem Leben sich befand, die, dem Fürsten der Finsterniß zu viel Macht gelassen zu haben.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

M

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Johann Friedrich Ernst,

Pansalvin Fürst der Finsterniss und seine Geliebte so gut wie geschehen

Germanien [i.e. Gera] 1794

P.o.germ. 19 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104316-7
VD18 11814519